

Postverlagsort München Ausgabe 3
ZB
ILLUSTRIERTE

*In Arizona laufen schon die
Elektronen-Autos der Zukunft*

3 Seiten Bildbericht



„Johnny - gib mir den Plan VII“, sagte Eisenhower in der dramatischsten Nacht 1956 ■ Handelsware Mensch: Noch immer blüht der Sklavenmarkt

Afrika liefert auf Schleichwegen aus sein JÄHRLICH 70 000

Im dunklen Erdteil
blüht der Sklaven-
handel heute immer
noch wie seit
Jahrtausenden.

Eine Reportage des
Grauens und der
Anklage von
V. P. August Scherl

Der moderne abendländische Mensch glaubt den Sklavenhandel längst in die ferne Geschichte verbannt. Das ist ein großer Irrtum. Noch heute blüht dieser „Geschäftszweig“ dort, wo er seinen Ursprung genommen hat: im „Schwarzen Erdteil“, diesem schier unerschöpflichen Reservoir von Menschen auf primitivster Stufe. Und das trotz „UNO-Ausschuß zur Bekämpfung der Sklaverei“, trotz INTERPOL, trotz strengster britischer und französischer Kontrolle in den Bereichen ihrer Kolonien: Der Sklavenhandel lebt weiter!



Den **Abendrieden** selbst scheint diese malerische Barke zu verkörpern. In Wirklichkeit ist sie ein Schiff des Elends und der Knechtschaft. Sie ist eins der Fahrzeuge, auf dem die Sklaven, die man aus dem Innern des Landes geholt hat, auf dem Nil transportiert werden. Die Händler gehen so vorsichtig und gerissen zu Werke, daß es schwer ist, einen solchen Transport zu überraschen und aufzulösen.



Viele Geheimnisse begräbt die Wüste in ihrem Schweigen, der Sand deckt im Handumdrehen alle Spuren zu. Wer die Wege durch die Einöde nicht genau kennt, ist verloren. Es gibt nur wenige Kundige, die wissen, wo man das Sandmeer gefahrlos durchqueren kann. Sie fühlen sich sicher — wer sie verfolgen will, muß das unergründliche Gelände genau so gut kennen wie sie, und nur wenige Menschen besitzen dieses Wissen. Für die Sklavenhändler ist das ein ideales Gelände. Sie können ihre Karawanen, die aus menschlicher Handelsware bestehen, an die Umschlagsorte bringen, ohne daß man ihnen so bald das Handwerk legen kann. Darin liegt ihr Vorsprung.

Doch die Abnahmeländer sind nicht mehr so weit entfernt wie einst; heute sind es die Länder rund um das Rote Meer, die immer wieder von neuem in den Brennpunkt der Weltpolitik rücken und uns Abendländern dennoch immer noch geheimnisvoll, rätselhaft umwoben sind. Auch die Sklavenhändler sind heute andere als einst. Heute sind es die Eingeborenen selbst, Äthiopier, Neger, afrikanische Islams und — die Völker der arabischen Welt. Es ist nicht ungefährlich für einen Weißen, Einblick in diesen dunklen Handel mit dem begehrten „Ebenholz“ zu gewinnen. „Schankallas“ werden die Sklaven in Abessinien genannt, und es gibt ihrer dort noch über 2 Millionen! Unser Bericht schildert eine Fahrt durch die Brennpunkte des afrikanischen Sklavenhandels und gibt — ergänzt durch authentisches Material der INTERPOL — einen aufschlußreichen Blick hinter die Kulissen dieser dunklen Machenschaften.

In Port Sudan sagte ich der BOAC Lebewohl und wechselte zur „Ethiopian Air Lines“ über. Ich wollte mich auf dem Flug nach Addis Abeba sozusagen schon rechtzeitig akklimatisieren. Daß es sich um eine moderne amerikanische Super-Constellation handelte, hatte ich erwartet. Aber ich hatte doch wenigstens gehofft, mit „Eingeborenen“, also richtigem abessinischen Personal zu fliegen. Damit war's nun nichts. Äthiopien hat zwar amerikanische Maschinen für seine Luftverkehrsgesellschaft gechartert, aber das ganze Personal gleich mit. Es ist also kein Unterschied, ob man den europäischen, den amerikanischen oder den afrikanischen Kontinent tief unter sich wie eine Landkarte abrollen läßt oder ob gar die eintönige blaue Ebene eines Ozeans einem noch mehr von dem so „romantischen Gefühl“ des Fliegens raubt.

Nein — es gibt doch eine Besonderheit — denn die Fluggäste sehen weit anders aus als in den amerikanischen Maschinen, in denen ich bis dahin geflogen war. Alle Plätze sind besetzt, aber der größere Teil der Fluggäste sind dunkelfarbige Herren in eleganter abendländischer Reisekleidung.

„Das sind die ‚Menschen mit dem

verbrannten Gesicht‘, wie man die Abessinier hierzulande nennt“, erklärte mir Mr. Douglas. Er ist ein alter „Afrikaner“. Wir haben uns in Kairo kennengelernt. Als er merkte, daß ich neu, sozusagen ein „Greenhorn“ hier bin, nahm er mich so etwas unter seine Fittiche. Ich bin recht froh über diese Bekanntschaft, weil er mir für meine Reise sicher manchen recht wertvollen Wink geben kann und dazu auch offensichtlich bereit ist.

„Was sind das eigentlich für Schwarze, die da praktisch den Zwischenträger zwischen den Stewards und den dunklen Herren machen, deren Diener?“

„Wenn Sie wollen, ja. In Wahrheit sind es Schankallas — richtiggehende Sklaven!“

„Sklaven...?“ Mir blieb der Bissen meines Sandwiches im Munde stecken. „Ich danke Sie, Sklaverei hier ist längst abgeschafft. Meinem Wissen nach hat doch der Negus bereits vor 30 Jahren kurz nach seiner Thronbesteigung ein ‚Gesetz für die Freilassung und den Schutz der Sklaven‘ erlassen. Und nun sollen die Neger, die hier in einer modernen amerikanischen Maschine neben uns hin und her gehen, Sklaven sein...“

„Sie haben recht, jenes Gesetz hat der Negus seinerzeit gegeben, er hat sogar nach seiner Rückkehr 1942 das von den Italienern erlassene scharfe Verbot jeglichen Sklavenhandels in einer neuerlichen Proklamation bestätigt und abermals jeglichen Handel und das gewaltsame Festhalten von Sklaven unter Strafe gestellt...“

„Na also... Wieso sind denn das hier Sklaven?“

„Sie sind es, können sich fest darauf verlassen, da heißt keine Maus den Faden ab. Schankallas, wie sie hierzulande bezeichnet werden. Der feinere Ausdruck ist Leibeigener, und nach außen hin, wenigstens uns Europäern gegenüber, sagt man schlicht Diener. Aber sehen Sie, in dem vor 30 Jahren erlassenen Gesetz... zum Schutz der Sklaven, das das maßgebende Gesetz ist, sanktioniert dieser letzte Ausdruck praktisch die Sklaverei eben doch.“

„Da würde ich gern, Mr. Douglas, vor allem hinter die Kulissen des Sklavenhandels. Irgendwo müssen diese Schankallas doch herkommen...?“

„Ich warne Sie, mein Herr, das kann für die Kulissengucker gefährlich werden, denn die Kulissenschieber — um bei dem Bilde zu bleiben — lieben das an und gar nicht. Sie täten gut daran, sich mit einer soliden Schußwaffe zu versehen, wenn Sie Addis Abeba zu verlassen gedenken — nicht nur zum Schutz gegen Tiere... Übrigens, haben Sie einen bestimmten Reiseplan?“

„Nun ja, ich wollte mir Abessinien ansehen, und dann an der Ostküste weiter runter in den Süden.“

em Menschenreservoir SKLAVEN!

„Wenn Sie Lust haben, können Sie mich begleiten. Ich habe in Addis einen kräftigen Wagen und muß nach Chartum in den Agyptischen Sudan. Die Grenze zwischen Libyen, Französisch-Aquatorialafrika und dem Anglo-Agyptischen Sudan ist noch heute eines der Dorados für den Sklavengang...“

„... Und das andere?“
„... ist im Süden die Grenze zum Somaliland und nach Kenia. Die Mau-Mau sind da grausam rigoros. Stämme, die sich ihnen nicht anschließen wollen, aber auf Grund der Entfernungen auch nicht in der Lage sind, bei den Briten um Hilfe zu bitten, werden von ihnen rücksichtslos niedergemacht. Frauen und Kinder schlagen sie meist tot, die Männer verkaufen sie an die abessinischen Feudalisten als Sklaven, wofür sie vor allem Waffen eintauschen. Das ist nicht die Regel; aber so an die 1000 bis 2000 Schwarze werden allmonatlich aus Kenia nach Abessinien importiert.“

„Was tut man dagegen? Es gibt doch den UNO-Ausschuß zur Bekämpfung der Sklaverei...?“

„Polizeiaktionen. Ich habe selbst an einigen teilgenommen. Aber da unten ist's fast noch gefährlicher als oben in der Sahara.“

Die „Neue Blume“

Die Maschine setzt zur Landung an. Unter uns flimmert in glühender Sonne

die Metropole des Negus: Addis Abeba, zu deutsch „Neue Blume“.

Der Flugplatz entspricht, wie erwartet, allen Anforderungen. Er ist nach dem modernsten Stand der Technik eingerichtet.

„Wo werden Sie wohnen?“ erkundigt sich Mr. Douglas teilnehmend.

„Offen gestanden — ich weiß es noch nicht. In irgendeinem internationalen Hotel.“

„Lassen Sie das. Sie können Ihre Devisen sparen. Ich lade Sie zu mir ein. Habe da im Zentrum am Boulevard Haile Selassie eine kleine Wohnung und zwei Diener. Da leben Sie für ein paar Tage hier ungezwungener. Das ist der Boulevard von Addis.“

Die Zollformalitäten dauern recht lange. Sie grenzen schon an Inquisition. Aber nur den Weißen gegenüber. Unsere farbigen Herren — offenbar hohe Beamte — wurden nur durch tiefes Verneigen der Zollbeamten beim Verlassen des Flugplatzes begrüßt und verschwanden in chromblitzenden Autos.

„Hier beginnt der Machtbereich eines unumschränkten Diktators“, erläutert mein Begleiter inzwischen. „Abessinien ist eines der vier völlig unabhängigen Länder Afrikas. Seine Herren interessieren sich für das Abendland ausschließlich vom Standpunkt des Kaufmannes aus. Was können sie zur schnelleren Zivilisation erwerben? Das ist die einzige Frage,



Mit drohend geschwungener Keule wehrt sich dieser Neger nicht etwa gegen Sklavensklavenjäger und -händler. Weit gefehlt: er steht in deren Diensten und ist dafür gedungen, seine Stammesgenossen, die man als Sklaven erworben hat, in Schach zu halten und ihre Unbotmäßigkeit zu brechen. Dieser Sudanneger kennt keine Nachsicht, sein Gesicht zeigt erbarmungslose Brutalität. Die unter seine Aufsicht Gestellten wissen, daß jeder Versuch eines Widerstandes vergeblich und für sie äußerst gefährlich wäre.

die die gegenwärtige Politik Abessiniens bestimmt; denn um ihre Unabhängigkeit brauchen die sich nicht mehr zu sorgen. Die ist ihnen gesichert. Der Negus Negusti, dieser kleine, freundliche Mann mit dem langen schwarzen Bart, der ‚Löwe von Juda, Leutnant Gottes und unmittelbarer Abkömmling König Salomos und der Königin von Saba‘ — wie seine reichhaltigen Titel lauten — ist hier unumschränkter Herrscher...“

Wir warten noch immer.

Ich preise mich glücklich, unter Mr. Douglas' Fittiche gekommen zu sein.

Fortssetzung Seite 20



Wie eine Straße ins Nichts dehnt dieser Weg. So sieht eine der „modernsten“ Autostraßen aus, die von Addis Abeba nach dem Norden führt. Die Autofahrer, die auf ihre Benutzung angewiesen sind, nennen sie schlicht „Reifenfresser“. Der Sand zermahlt die Reifen und macht sie in kurzer Zeit zu unbrauchbaren Wracks. Auf Straßen wie diesen spielt sich der reguläre Verkehr ab — aber zuzeiten werden sie zu Wegen des Unglücks, wenn nämlich sich Sklaventransporte auf ihnen vollziehen. Stundenlang begegnet einem auf diesen „Autostraßen“ kein Wagen — das ist die Chance für Benutzer, die einem dunklen Gewerbe nachgehen. Nach Möglichkeit jedoch benutzen sie „Umgehungsstraßen“ ganz unoffizieller Art.

So behandeln Schwarze Schwarze!

Man hat an einem der erworbenen Sklaven eine Krankheit entdeckt, und das bedeutet, daß sein Wert vermindert ist. Also liegt seinen Käulern alles daran, ihn wieder in Form zu bringen, damit sie seine Arbeitskraft voll ausnutzen können. Deshalb soll er ins Hospital gebracht werden. Aber das kranke Opfer wehrt sich mit Händen und Füßen gegen den Transport ins Hospital. Dort gibt es keinen der Medizinmänner, die die kranken Stammesgenossen mit Magie behandeln und denen er sich ohne weiteres anvertraut hätte. Vor all dem Unbekannten im Hospital fürchtet er sich, aber alles Sträuben nutzt nichts. Mit kräftigen Armen packt ihn eine Schar Graslandneger, die man schon gefügig gemacht hat, und schleppt den kranken Neger mit Gewalt ab. Ein Solidaritätsgefühl für ihren Stammverwandten kennen sie nicht. Es ist ihnen eine Genugtuung, daß sie, selbst Unterjochte, Macht ausüben dürfen. Der Leidtragende ist der Kranke.



Erfinder helfen Autofahrern



Der erschöpfte Fahrer kann an der Tankstelle Sauerstoff inhalieren. An der Bundesstraße 4 zwischen Hamburg und Braunschweig wurde eine solche Apparatur versuchsweise eingerichtet.



Das kleine Horn am Wagen ist ein Ultraschallheber. Es wird durch den Druck auf einen Knopf am Armaturenbrett betätigt. Die Wellen, die von ihm ausgehen, öffnen automatisch die Garagentür, und der Wagen kann einfahren.

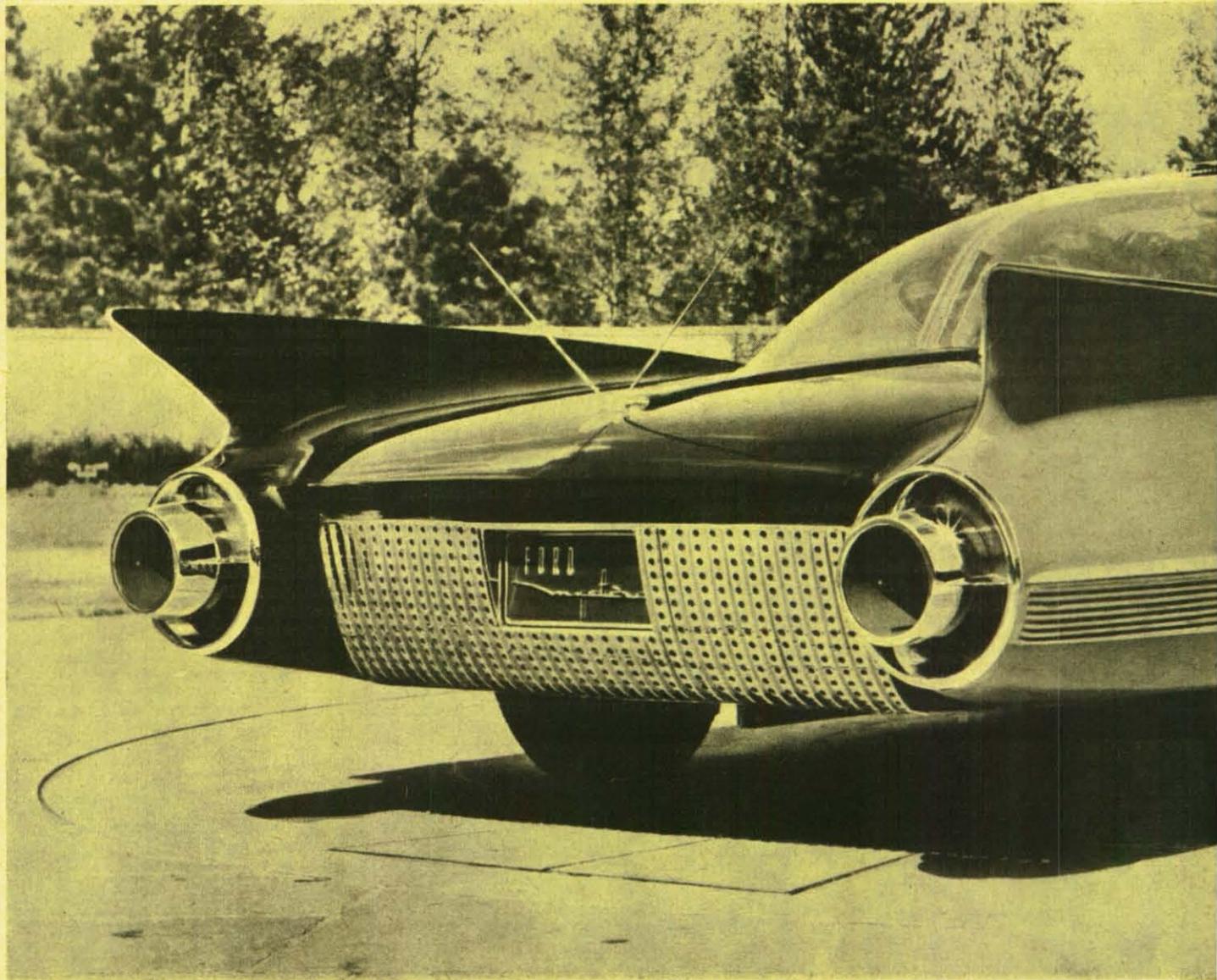


Äußerst praktisch ist dieser Auto-Imbiß-Koffer. Man hängt ihn einfach an die Sitzlehne und hat dann jederzeit zwei Thermosflaschen und den Frischhaltekasten für Butterbrote griffbereit.



Menschenleben retten können diese Kilometersteine, die jetzt immer häufiger an den Bundesstraßen zu sehen sind. Sie weisen dem Kraftfahrer nach einem Unfall den Weg zur nächsten Unfall-Hilfsstelle des Roten Kreuzes.

Traumwagen der



Seit Wochen schon ging es auf dem ausgedienten Flughafen vor den Toren von Phönix, der Hauptstadt des amerikanischen Wüstenstaates Arizona, sehr geheimnisvoll zu.

Man munkelte, daß die Männer, die dort draußen damit beschäftigt waren, in regelmäßigen Abständen merkwürdige, lautsprecherähnliche Geräte in die Betonbahn des Rollfeldes einzubauen, zur Firma „General Motors“ gehörten. Das könnte gut möglich sein, denn gar nicht weit von hier lag in der Einsamkeit der sonnengeklärten Landschaft auch die große Versuchsstrecke von GM, so nennt man drüben in den Staaten im habitigen Alltagsjargon die größte Automobilfirma der Welt.

Und eines Morgens sahen dann die wenigen Neugierigen, die in einigem Abstand von den Technikern und Arbeitern umherstanden, daß ein ungewöhnlich flacher, schlanker Kraftwagen auf die Betonbahn geschoben wurde; mit Hai-fischflossen-Heck, einer gläsernen Kuppel über dem Fahrerhaus und merkwürdigen zylinderförmigen Öffnungen an der Nase.

„Du, schau mal, das muß doch ein Turbinenwagen sein. Sieht ja aus wie ein halber Düsenjäger!“ sagte einer der Bummler fachkundig.

Auch allerhand technische Geräte, Meßapparate und Kabel waren heute zu sehen. Und verschiedene Kameras; Filmkameras!

„Na, Harley, alles klar?“ rief jetzt einer der Techniker in grauem Overall.

„Ja, Jungs, ich glaube, wir sind so weit!“ antwortete der Gefragte. Er schien so et-

was wie die Leitung der ganzen Geschichte hier zu haben.

Aber Moment mal, was hatte der Mann im grauen Overall gesagt? Harley? Donnerwetter, ja! Das mußte doch Harley J. Earl sein, seit 18 Jahren der maßgeblichste Konstrukteur der General Motors für amerikanische „Traumwagen“, Testfahrzeuge auf dem Weg zum Wagen der Zukunft.

Na, und dann kündete das Fahrzeug da drüben, dieser „Düsenflieger“, wohl nur sein neuer „Firebird II“ sein, von dem die Presse seit einiger Zeit berichtete; der erste amerikanische, von Gastkraftwagen-erprobene, viersitzige Personkraftwagen, eine Weiterentwicklung des 1954 erprobten ersten „Feuervogels“; und obendrein als erstes Fahrzeug der Welt eingerichtet mit allen Raffinessen für die Benutzung von sogenannten automatischen Straßen...

Schon kurze Zeit später, auf der „Motorama“-Ausstellung im Jahre 1956 in New York, sah die Öffentlichkeit, was in mühevoller, langwieriger Arbeit von einer Gruppe ausgesuchter Ingenieure und Spezialisten auf dem verlassenen Flugplatz von Phönix geschaffen worden war. In einem dramatischen Vista-Vision-Film wurde die als Modell inmitten der Kakasse von Arizona entstandene erste elektronische Autostraße der Welt gezeigt!

Der Traumwagen auf der Traumstraße der Zukunft war zum erstenmal Wirklichkeit geworden.

Wenn dieses Modellbild einer vollautomatischen Autofahrt, von dem die Tech-

niker versichern, daß es in jeder Phase durchkonstruiert sei, sich in der Praxis durchsetzt (und das ist nur eine Frage der Zeit), dann wird der Kraftfahrer in Zukunft in seinem eigenen Wagen zum Mitreisenden werden. Dann wird der Fahrer auf den Superstraßen der Zukunft getrost die Hände vom Steuer lassen und sich seiner Zeitung zuwenden können. Dann wird es auf den automatischen Autobahnen keine übermüdeten Fahrer, keine geschwindigkeitssüchtigen Überholer, und dann wird es dort auch keine Unfälle mehr geben.

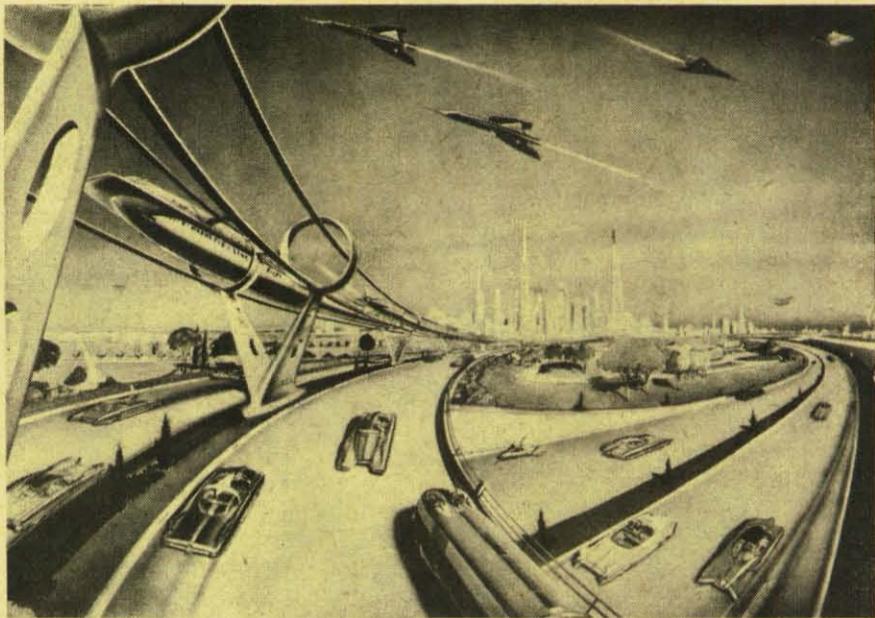
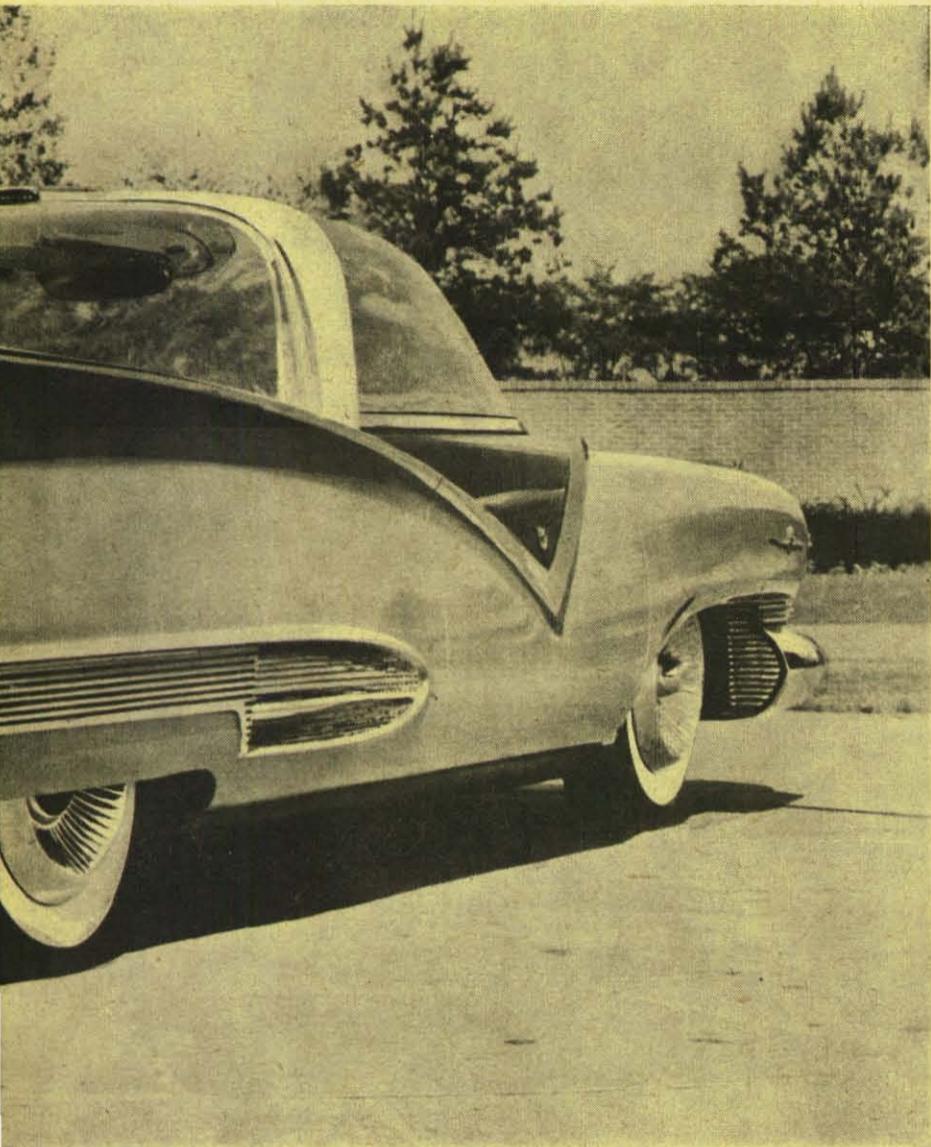
Phantasterei? Nein! Die Versuche auf den Superstraßen der Zukunft haben tatsächlich bewiesen, daß eine automatische Kurssteuerung für Kraftwagen auf Spezialstraßen möglich ist. Wie aber funktioniert sie?

Der Fahrer eines Kraftwagens, der mit den nötigen Einrichtungen für die Benutzung einer elektronischen Autobahn ausgestattet ist, fährt anfangs natürlich auf einer ganz „normalen“ Straße.

Will er nun eine der Superstraßen benutzen, nimmt er zunächst über Sprechfunk (Sprechfunk gehört schon zur Spezialausrüstung!) mit dem ihm nächstgelegenen „Autobahn-Kontrollturm“ Verbindung auf und meldet seine Absicht. Zugleich nennt er dem Kontrollturm seinen Standort und sein Reiseziel. Während der Kontrollbeamte daraufhin den Fahrer ermahnt, seinem Treibstoffvorrat und die Funktionen seines Turbinenmotors noch einmal zu überprüfen, wird gleichzeitig

Zukunft

Hände weg vom Steuer ■ Der Fahrer wird zum Fahrgast ■ Unfälle sind bei elektronisch gelenkten Kraftwagen ausgeschlossen



Elektronisch gelenkte Kraftwagen, düsengetriebene Schwebbahnen und Raketenprojekte, sind dies die Verkehrsmittel der Zukunft? Unser Bild zeigt eine vielleicht gar nicht so abwegige Vision des Chefkonstruktors der Chrysler-Automobilwerke, Harry E. Chesebrough. Nach seiner Ansicht werden Autos jedoch das Verkehrsmittel Nr. 1 sein. Niemand vermag heute zu sagen, wann der Turbinenantrieb den Benzinmotor in der Autoindustrie verdrängen wird und ob er ihn überhaupt jemals ganz verdrängen kann. Ein Nebeneinander beider Arten wäre durchaus möglich. Aber eins ist sicher: Die Entwicklung zum Turbomotor drängt immer weiter vorwärts. In Amerika, wie auch in Europa. Und eines nicht sehr fernen Tages werden auf unseren Straßen nicht nur Turbowagen zu Versuchszwecken fahren, sondern als Serientyp und besonders sicheres Verkehrsmittel laufen.

Ein amerikanischer Testwagen ist der „Mystere“. In ihn können sowohl der konventionelle Kolbenmotor wie auch der Turbinenantrieb der Zukunft eingebaut werden. Turbomotoren für Kraftfahrzeuge arbeiten nach dem gleichen Prinzip wie Düsenaggregate oder Strahltriebwerke für Flugzeuge. Der Antrieb wird jedoch beim Auto nicht durch die Rückstoßkraft des aus der Düse austretenden Gasstrahls direkt erreicht, sondern durch einen Strahl heißen Gases, der aus dem Verdichter der Turbine gegen die Schaufeln eines Turbodynamos geleitet wird. Die günstige Eigenart dieser Gasturbine besteht darin, daß sie mehr PS entwickelt als ein Kolbenmotor, dabei aber leichter und kleiner konstruiert werden kann. Außerdem hat sie weniger rotierende Teile und läuft daher wesentlich ruhiger, praktisch ohne jede Vibration. Und da als Brennstoff billige Erdölprodukte verwendet werden, ist die Turbomaschine auf die Dauer auch wesentlich billiger und günstiger als ein Benzinmotor.

vom Kontrollturm eine Straßenkarte auf den Fernseh-Bildschirm im Kraftwagen projiziert, auf der die nächste Zufahrt und genaue Einfahrt zur Autobahn zu erkennen ist.

Schließlich erhält der Fahrer vom Kontrollturm die Erlaubnis, sich auf einer vorgeschriebenen Leitbahn der automatischen Straße in den Verkehr einzuordnen. In der Fahrbahn läuft eine metallische Leitschiene, die elektrische Impulse aussendet. Das Fahrzeug nimmt sie auf. Gleichzeitig wird der Wagen durch ein Peilsystem eingesteuert. Und wenn der Fahrzeuglauf mit dem Steuerimpuls synchron geht, erscheint auf dem Fernsehschirm vor dem Fahrersitz ein optisches Zeichen, das besagt: Nun kann das Steuer losgelassen werden.

Der Kontrollturm hat jetzt den Wagen vollständig unter seinem Einfluß.

Jede kleine Abweichung vom vorgeschriebenen Kurs längs der Leitschiene wird sofort durch die Elektronenimpulse registriert und umgehend nahezu unmerklich ausgeglichen.

Alle Wagen auf dieser Autobahn fahren mit gleicher Geschwindigkeit, sind in einem genügenden Sicherheitsabstand eingesteuert und bremsen, falls notwendig, elektronisch.

Die Kontrolltürme stehen in regelmäßigen Abständen so dicht an der Strecke, daß eine vollkommene Kontrolle über sämtliche Wagen gesichert ist.

Bei eventuellen Autopannen lösen Radargeräte am Bug des Wagens notfalls die Bremsen aus.

Und um auch gegen Defekte im elektronischen Netz geschützt zu sein, ist ein Reservestromkreis vorgesehen, der sich bei Fehlern im Hauptnetz automatisch einschaltet.

Die Fahrer aber haben indessen ihre Sitze als Ruhelager zurückgeklappt und schlafen; oder sie haben die Polstersessel zur Seite geschwenkt, um mit den Mitfahrern zu plaudern. Sie können auch in Ruhe lesen, essen, schreiben, rauchen, die Landschaft betrachten.

Die Vorstellung dieses verlockenden, kurzweiligen und mühelosen Autofahrens der Zukunft erscheint fast unheimlich.

Sobald schließlich einer der Wagen die Autobahn an einer Ausfahrt wieder verlassen will, werden vom Turm die Geschwindigkeiten aller nachfolgenden Wagen vermindert, und der ausfahrende Wagen wird auf eine seitliche Reservefahrbahn gelenkt.

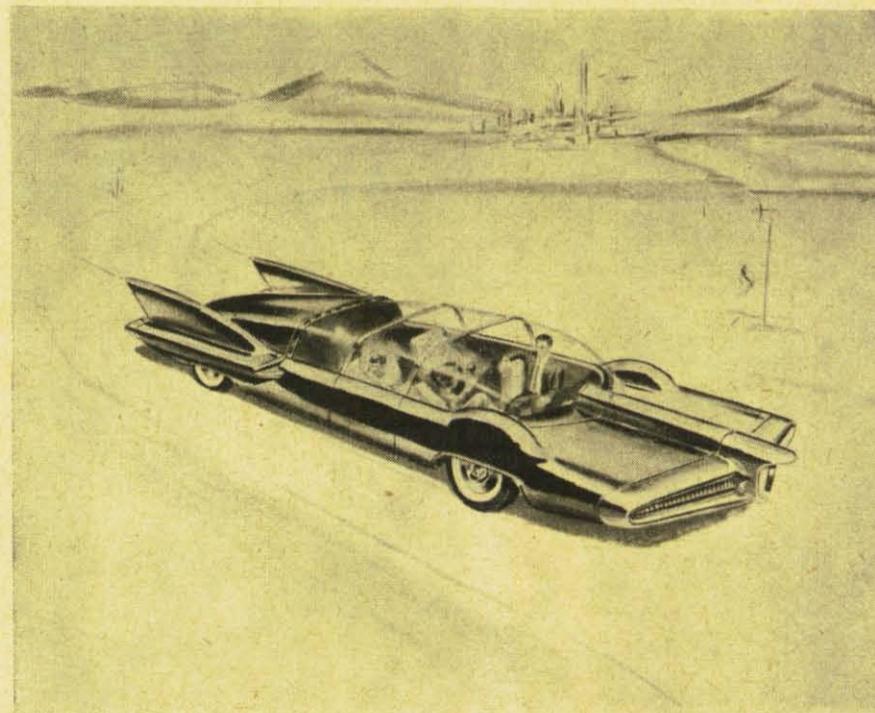
Nun übernimmt der Fahrer wieder das Steuer und reiht sich, nach Hunderten von Kilometern Fahrt noch frisch und ausgeruht — in den „normalen“ Straßenverkehr ein.

*

Natürlich werden noch Jahre vergehen, bis das ultramoderne Verkehrsbild des „Motorama“-Films aus dem Stadium der Versuche in die breite Praxis übertragen werden kann.

Auch der 200-PS-„Firebird II“, der als erster Turbowagen für den Gebrauch auf Superstraßen gebaut wurde, ist kein Serienfahrzeug, sondern dient nur zu Testzwecken.

Fortsetzung Seite 6

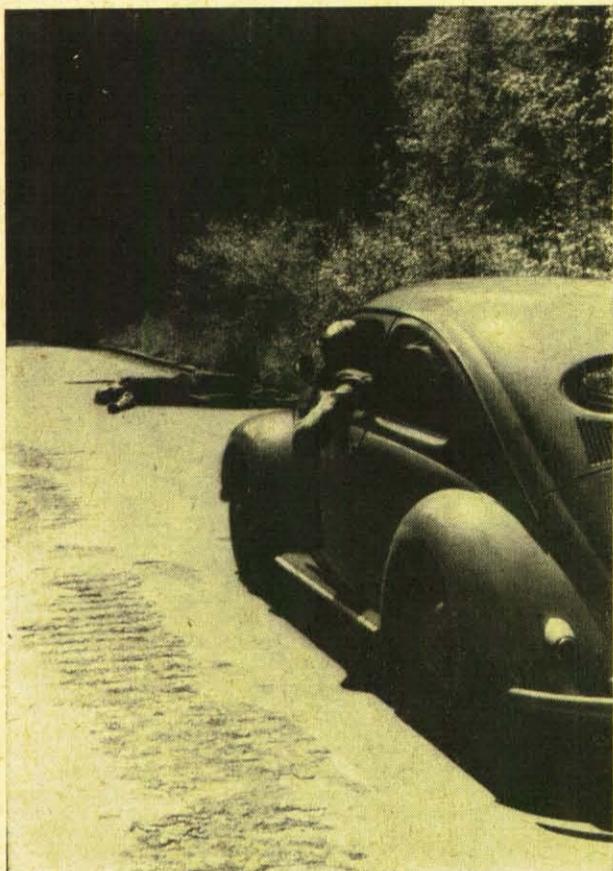


Nanu, keine Hand am Steuer? — So stellt sich die Phantasie des Zeichners auf Grund authentischer Unterlagen das Autofahren der Zukunft vor. Von Kontrolltürmen aus wird der Wagen ohne einen Handgriff der Insassen völlig sicher elektronisch gesteuert. Der „Fahrer“ hat sich auf seinem Drehsitz bequem zur Seite gewendet, unterhält sich mit seinen Mitreisenden, macht vielleicht auch ein Nickerchen und kommt ausgeruht am Reiseziel an. Noch ist dies alles eine Utopie, und es ist nicht abzusehen, welche Raffinessen, welche Neuerungen und Veränderungen die Konstrukteure und Erfinder noch ausarbeiten müssen bis zu jenem Tage, an dem der Traumwagen Wirklichkeit wird. Daß jedoch die Umwälzung des Verkehrs erstaunliche, ja ungeahnte Formen annehmen wird, zeigt die im Versuchsstadium bereits praktisch und mit Erfolg erprobte elektronische Autostraße, die automatische Super-Rollbahn. Aber auch die Traumwagen der Zukunft werden auf Rädern laufen.



Wer hilft bei Unfällen?

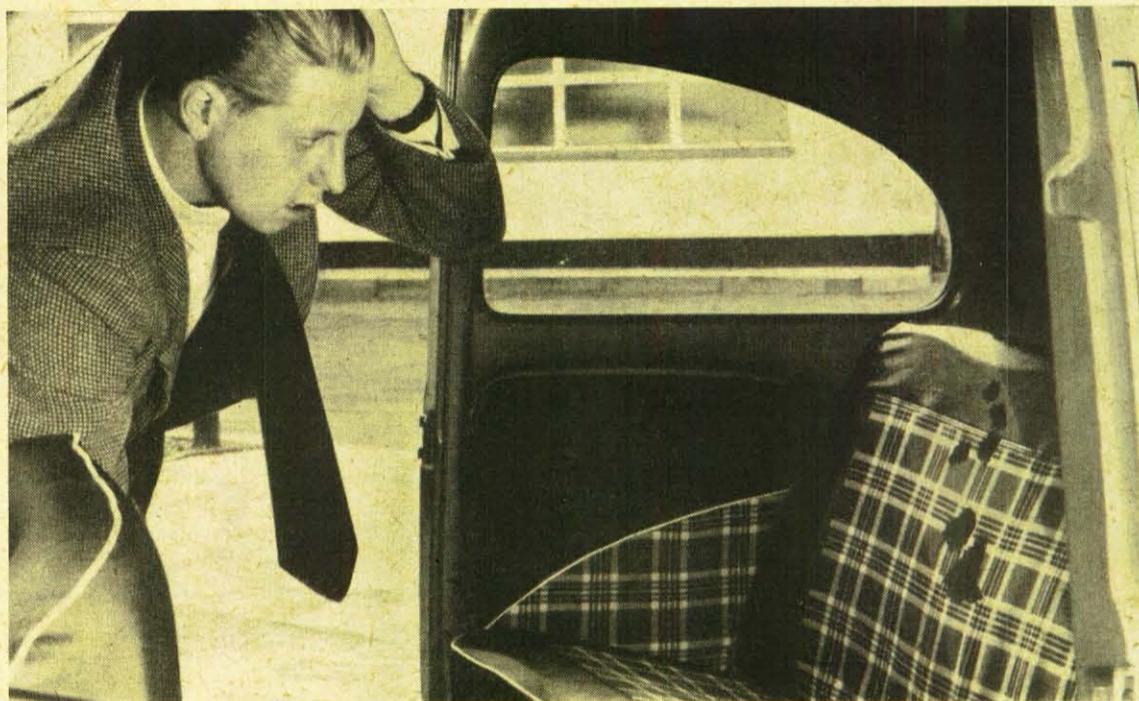
Was jeder wissen sollte



Liegt da nicht jemand? Vielleicht ein Betrunkener. Als der Fahrer näher kommt, stellt er fest, daß der Mann blutet. Was ist hier zu tun? Die einfachste Menschenpflicht gebietet, zu helfen. Aber die Ansichten über Menschenpflicht gehen auseinander. Es gibt viele, die sich „grundsätzlich nicht in die Angelegenheiten anderer mischen“. Und es gibt andere, die auf dem Standpunkt stehen: Man hat hinterher nur Unannehmlichkeiten damit. Es gibt wieder andere, die die Kunst des Wegschauens meisterhaft beherrschen. In diesem Falle aber muß derjenige, der zuerst die Unfallstelle passiert, helfen. So verlangt es klar das Gesetz. Im Strafgesetzbuch heißt es unter Paragraph 330c: Wer bei Unglücksfällen oder gemeiner Gefahr oder Not nicht Hilfe leistet, obwohl dies den Umständen nach zuzumuten, insbesondere ohne erhebliche eigene Gefahr und ohne Verletzung anderer wichtiger Pflichten möglich ist, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe bestraft.



Zur Zeugenaussage verpflichtet ist jeder Staatsbürger. So schreibt es die Strafprozeßordnung vor. Ob die Zeugenaussage an Ort und Stelle von der Polizei aufgenommen wird, oder ob der Zeuge zu einem späteren Zeitpunkt zur Vernehmung bestellt wird, hängt von den Umständen ab. Im letzteren Falle muß er aber Namen und Adresse angeben.



Wer ersetzt den Schaden? Hier hat ein Kraftfahrer auf einen Verletzten ins Krankenhaus transportiert. Entsetzt betrachtet er bei der Rückkehr die Blutflecken auf den Polstern. Laut § 683 des Bürgerlichen Gesetzbuches (Geschäftsführung ohne Auftrag) muß in der Regel der Transportierte für den entstandenen Schaden aufkommen.

Traumwagen der Zukunft

Fortsetzung von Seite 5

Aber eines Tages werden automatische Straßen ebenso wie Turbinenkraftwagen eine Selbstverständlichkeit sein.

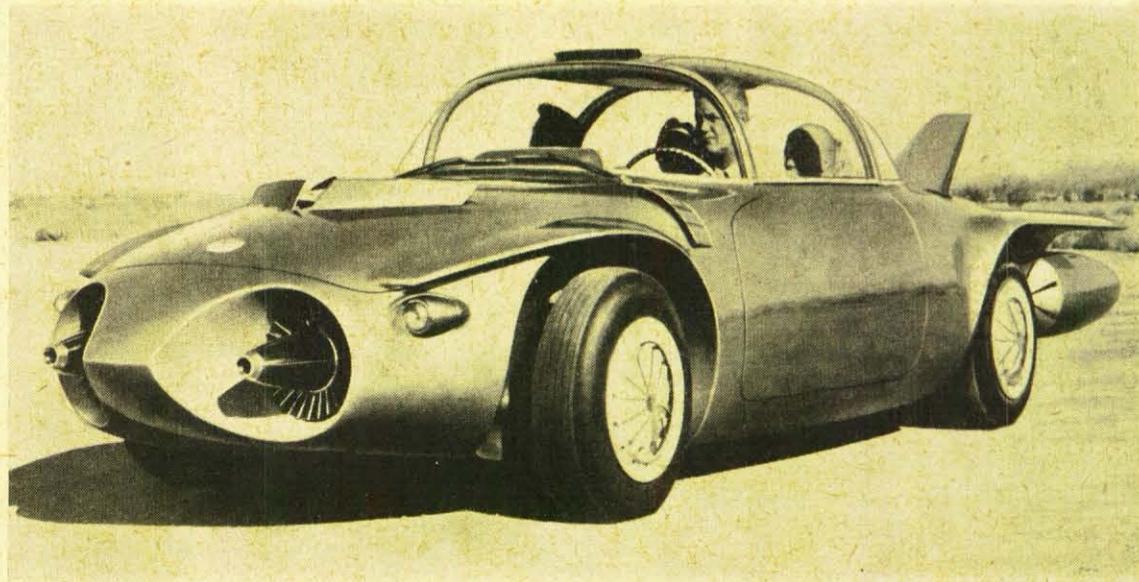
GM-Präsident Harlowe H. Curtice lüftete den Schleier vor der Zukunft noch ein Stückchen weiter, als er erklärte, der mit Turbomotor ausgerüstete „Feuervogel II“ gebe „zu der berechtigten Hoffnung Anlaß, die Konstruktion solcher Gasturbinen zum Antrieb von Kraftwagen so weit vervollkommen zu können, daß sie genauso wirtschaftlich arbeiten können wie die gegenwärtigen Kolbenmotoren“.

Die größte Schwierigkeit, die der praktischen Verwendung der Gasturbinen zum Antrieb von Kraftwagen noch im Wege steht, ist ihre hohe Arbeitstemperatur von mehr als 800 Grad Celsius. Die Automotoren üblicher Konstruktion erreichen im Durchschnitt nur Temperaturen zwischen 200 und 300 Grad Celsius.

Man muß deshalb beim Bau von Gasturbinen sehr kostspielige Metall-Legierungen verwenden, die dieser Hitze auf die Dauer standhalten können.

Der „Firebird II“ erreicht eine Geschwindigkeit von 300 Kilometern in der Stunde!

Und doch weist dieses Modell des Chefkonstruktors Harley J. Earl und seiner Mitarbeiter bereits eine entscheidende Neuerung auf, die sich sehr vorteilhaft auf die Betriebskostensenkung auswirkt: Der „Feuervogel“ ist mit einem Wärmeaustauscher ausgerüstet, der mehr als 80 Prozent der aus der Turbine ausströmenden Wärme wieder aufnimmt, um damit die Temperatur der einströmenden Luft zu steigern.



Zum erstmalig in Europa konnte man den amerikanischen Turbowagen „Firebird II“ im Oktober beim Pariser Autosalon 1956 im Grand Palais bewundern. Der Plan, Automobile auf den Straßen elektronisch zu kontrollieren, ist nicht mehr ganz neu. Doch der „Firebird II“ ist der erste Wagen der Welt, der so konstruiert ist, daß er auf einer solchen Autostraße der Zukunft Verwendung finden kann. Wie jedoch das Serien-Super-Auto der Zukunft aussehen und wann eine Massenproduktion anlaufen wird, das vermag heute noch niemand mit Bestimmtheit zu sagen.

WAHRE GESCHICHTEN

Müller liebt Müllers.

Der Kölner Boxer Peter Müller, in seiner Vaterstadt „de Aap“ genannt, ist ein Original. Er überrascht seine Sportfreunde nicht nur mit Siegen, sondern auch mit wunderlichen Einfällen. So trägt er seit Jahren einen Stoffaffen bei sich. Er schlug auch schon einmal einen Ringrichter nieder. Jetzt äußerte er seine Originalität so: Erstens engagierte er als Trainer Wolfgang Müller, den Sohn des Berliner Boxmanagers Bruno Müller. Und zweitens nimmt er zu Sparringspartnern auch nur Müllers; nämlich die Professionals Gerd Müller und Albert Müller und schließlich seinen Bruder Addy Müller.

Reinlichkeit.

Filmstar Victor Mature wollte in London. In einem guten Hotel. Das Bett war ausgezeichnet. Das Essen prima. Der Whisky überhaupt unbeschreiblich. Kurz: alles war in schönster Ordnung. Nur das Bad nicht. Star Mature wollte plötzlich baden. Aber das Wasser wurde nicht heiß. Der Warmwasserspeicher war offenbar reparaturbedürftig. Mature machte keine langen Geschichten. Kurzentwachsen raste er zum Londoner Flughafen, warf sich in die Kursmaschine nach New York, rast dort in das berühmte Hotel Waldorf, badete, raste zurück zum Flugfeld, bestieg das Flugzeug nach London... und erreichte die britische Hauptstadt gerade noch rechtzeitig, um seine Unterschrift unter einen neuen Filmvertrag zu setzen.

Japanischer Trick.

„So geht das nicht mehr weiter“, sagte der japanische Finanzminister. Seine Kollegen im Kabinett lächelten und nickten. Vater Staat hatte in Japan nämlich — wie wohl in allen Ländern — Sorge um seine Steuern. Die Zahl der säumigen Steuerzahler wuchs und wuchs im Land des Lächelns wie anderswo auch. „Also — so geht das nicht mehr weiter“, sagte der Herr Minister und entwickelte einen Plan. „Wer seine Steuern nicht zahlt, muß sonntags beim Bau von Sportplätzen und Schwimmbädern — oder bei der Müllabfuhr helfen. Für jede Stunde Arbeit wird die Steuer für einen Tag gestundet...“ Der Kabinettsbeschluß wurde darauf veröffentlicht. Und siehe... innerhalb von acht Tagen bezahlten die Hälfte aller säumigen Steuerzahler ihre Schuld. Die anderen schippten. Bei der Müllabfuhr fand sich jedoch kein Helfer ein.

Hilfspolizisten des Äthers

Holland in Not

7. Februar 1953. Ein Schneesturm, von den Ausläufern eines Orkans mitgerissen, wälzt tosende Wasserberge gegen die holländische Küste. Die Kanäle sind weit über die Ufer getreten und haben Städte, Dörfer, Eisenbahnlagen und Straßen unter Wasser gesetzt. Große Teile Zeelands sind in ein Binnenmeer verwandelt, aus dem hier und dort Dächer, Kirchtürme und Windmühlen hervorragen. Durch die leckgeschlagenen Deiche drängt die Wasserflut schäumend nach.

Auf den Inseln Nord-Beveland und Schouwen sind Dächer und Häuserfronten aufgerissen, als wäre ein schwerer Bombenangriff über das Land hinweggefegt. Hausgerät und totes Vieh treiben in den Fluten.

Mit Flußfähren, Schlauchbooten und motorisierten Nachen dringen holländische Pioniere, belgische Marinesoldaten, amerikanische Ingenieurtruppen und deutsche Hilfskräfte in die mit reißendem Hochwasser gefüllten Kanäle und überschwemmten Dorfstraßen ein und stoßen zu den von Wellen umspülten Marktplätzen dieses ehemals so idyllischen Städtchens vor.

In Nieuwendijk in Brabant spielen sich fürchterliche Szenen ab. Der junge

Jaan Vermeere, 25 Jahre alt, Angestellter einer großen Molkerei, steht mit hohen Wasserstiefeln vor dem auf einer kleinen Anhöhe liegenden elterlichen Haus, schlammbespritzt und mit zerrissenen Kleidern.

Er zieht eine mit den Fluten kämpfende Frau in einen Kahn, nimmt einen alten, gebrechlichen Mann auf seine Schultern und trägt ihn in den Vorgarten des elterlichen Hauses. Einen ganzen Tag schon kämpft er mit ohnmächtigen Mitteln, wie alle anderen hier, nur um das nackte Leben.

Zu Dutzenden kauern die Menschen auf den regennassen Dächern und halten sich mit halberfrorenen Händen an Mauervorsprüngen und Dachsparren fest. Nach jedem, den hier die Kraft oder der Wille verläßt, greift unerbittlich der Tod.

Der junge Jaan Vermeere steht einen Augenblick vollkommen hilflos da. Er weiß, daß eine Rettung nur von außen kommen kann. Und da schießt wie ein Blitz ein Gedanke durch sein Gehirn: Das Sendegerät! Jaan ist Amateurfunker, aber in der Aufregung der ersten Stunden hat er an alles gedacht, nur nicht daran, daß vielleicht hier ein Weg zur Rettung liegt. Das elterliche Haus ist das einzige, das auf Grund seiner etwas höheren Lage noch vollkommen frei aus den Fluten herausragt.

Er springt die Stufen des alten Hauses hoch und eilt in die Dachkammer, wo sein selbstgebasteltes Funkgerät steht. Jaan stülpt sich den Hörer über den Kopf und läßt langsam den Zeiger auf der Empfängerskala über das 80m-Amateurband laufen. Außer einem unverständlichen Gebrodel ist aus dem

Äther nichts zu vernehmen. Unaufhörlich gibt er seinen Notruf weiter.

Über das Leben von über hundert Menschen, die mit Verzweiflung und letzter Kraft auf den Dächern ganz hier in seiner Nähe hängen, wird in den nächsten Minuten entschieden sein. Wer wird diesen Wettlauf mit dem Tode gewinnen?

Auf einem kleinen Flugplatz in der Nähe der belgischen Kohlenstadt Charleroi sind eben sechs Hubschrauber der amerikanischen Luftstreitkräfte, aus Wiesbaden kommend, gelandet. Die großen Hubschrauber sollen bei der Hilfsaktion in Holland eingesetzt werden und warten hier, jederzeit zum Einsatz bereit.

Jean Meunier, ein junger belgischer Student, der hier im elterlichen Hause, einer kleinen Villa, die ganz dicht bei dem Flugplatz liegt, seine Ferien verbringt, will gerade sein Gerät abschalten, da hört er den Notruf seines Funkfreundes Jaan Vermeere mitten aus dem Katastrophengebiet von Holland.

In diesem Augenblick kommt ihm der rettende Gedanke. Er läuft hinüber zu dem benachbarten Flugplatz, wo in einer Reihe aufgestellt die sechs amerikanischen Hubschrauber stehen.

Als er dem Kommandanten der Staffel atemlos die Position der bedrohten Menschen geschildert hat und sich dann mit dröhnendem Gebrumm die hochbeinigen Vögel in Richtung Nieuwendijk in die Luft erheben, da weiß Jean Meunier, daß die Nächsthilfe, in deren Dienst sich ein Amateurfunker jederzeit zu stellen bereit ist, doch einer der schönsten und beruhigendsten Gedanken ist.

Durch den Einsatz eines belgischen und holländischen Amateurfunkers wurden 102 Menschen aus höchster Todesnot gerettet.

GABY, DAS ATOMMÄDCHEN

Eine lustige Bildgeschichte von Eres

2. Fortsetzung



Alle Monat wird einmal Unser Mond beklemmend schmal.



Nach Verschwinden seines Lichts Steht die Gaby da im Nichts.



Während sie noch ängstlich bebt, Kommt ein Fahrzeug angeschwebt.



Das als Raumschiff sich erweist Und die Gaby mit sich reißt.



Rasend nähert man sich schon Dem Saturn als Endstation.



Bei der Landung wird ein „Heil“-Ruf der Reisenden zuteil.



Gaby wird vor Schrecken weiß: Denn der Ring ist glatt wie Eis.

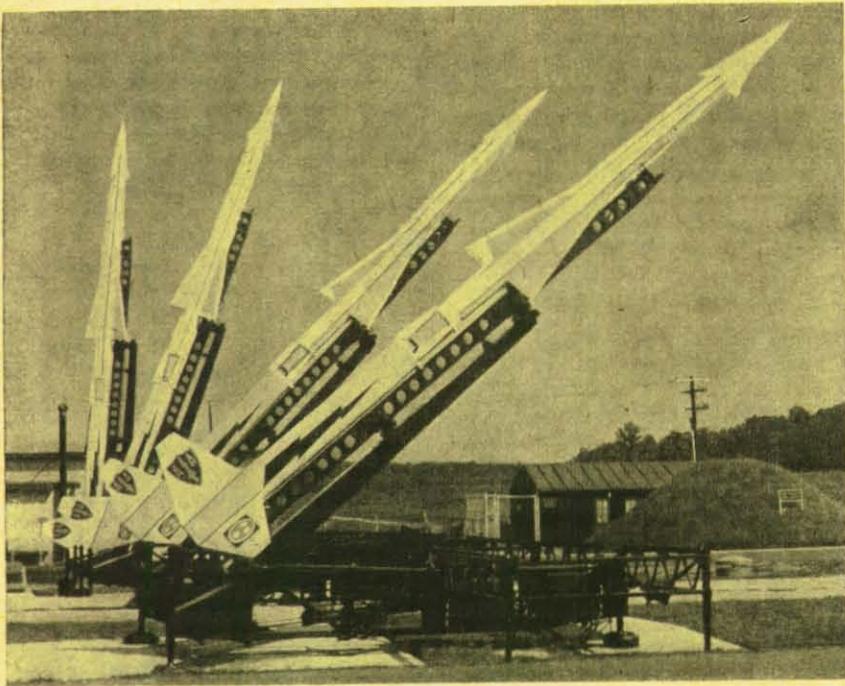


Doch sie liebt den Eislaufsport Und betreibt ihn hier sofort.

(Fortsetzung folgt)

Die dramatischste N

Entscheidungsvolle Szenen im Kreml und im Weißen Haus



So begann es: Die deutsche V-1 und V-2 waren die ersten Fernlenk Waffen, die im zweiten Weltkrieg zum Einsatz kamen. Die Ausgestaltung einer langen Entwicklung, die bisher schon große Fortschritte erzielt hat, aber keineswegs abgeschlossen ist. Unser Bild zeigt die neue radargesteuerte Raketenwaffe der US-Armee „Nike“. Sie besitzt eine in der Luftabwehr bisher noch nicht erreichte Treffsicherheit.

II

„Avis“, bat der US-Botschafter in Moskau seine Frau, „sag dem Diener Bescheid, daß er den dunklen Anzug mit der gestreiften Hose herauslegen soll, ich könnte mir denken, daß ich noch in dieser Nacht zum Kreml fahren muß, jawohl Avis, noch in dieser Nacht. Der Teufel muß diese Russen reiten! Es muß die Angst sein! Denn so sicher kann sich kein Mensch fühlen, daß er so gefährlich mit dem Feuer spielt!“

Dann schaltet er um auf die Wirklichkeit, auf das, was jetzt geschehen muß. Er überlegt die Ausstrahlungen über den Ozean hinüber nach Washington.

„Teuflich gut gewählt! Drüben steht alles Kopf wegen der Wahl. Man rechnet damit, daß wir keine Zeit haben, in Washington, jetzt uns wegen einer Note, die an Paris oder London gerichtet wurde, Gedanken zu machen — jetzt nicht! Sie werden sich wundern! Avis, sag, der Diener soll den dunklen Anzug mit der gestreiften Hose bereitlegen . . .!“

Draußen auf den großen Boulevards, auf der Straße, die an der Südseite des Roten Platzes vorbeiführt, wandern die Menschen durch die Nacht wie die Roboter. Moskau schläft nie, es bewegt sich immer eine riesige Schar von Menschen durch die graue Nacht. Sie sind wie die Roboter, sie gehen weiter und wissen nicht, daß elf Männer dort hinter den Mauern des Kremls und in den Büros der Partei einen Faden gesponnen haben, einen Seidenfaden, an dem jetzt auf einmal alles hängt.

In der USA-Botschaft sitzen 45 Minuten später die besten Männer der Botschaft um Charles E. Bohlen.

„Es kommt jetzt darauf an, eine möglichst klare Analyse nach drüben zu geben. Den Text werden Sie haben. Aber was steht zwischen den Zeilen? Was ist wirklich gemeint? Was bedeutet diese Anspielung auf die Raketenwaffen, die gegen Großbritannien oder Frankreich zum Einsatz kommen könnten? Bedeutet der Text, daß die Rohre

schon gegen London und Paris gerichtet sind?“

Das Telefon schrillt. Die Verbindung mit Washington ist hergestellt.

Bohlen kann in dieser Nacht nicht mit seinem Boß sprechen! Ist er schon krank. John Foster Dulles hat sich mit seiner Darmkrankung für kurze Zeit von der Bühne der Weltgeschichte abgesetzt. Und das tat er ausgerechnet in dem Augenblick, als die Saat so aufging, wie er es immer befürchtete!

„Washington? Ich muß mit dem höchsten Boß sprechen! Ist Ike im Weißen Haus? Dann verdammt Sie mich mit ihm! Mit Hoover? Das hat wohl keinen Sinn! Hoover faßt keine entscheidenden Beschlüsse. Geben Sie mir

den Boß! Ist er wach? Hier graut der Morgen! Ich vergaß es beinahe! Er ist noch nicht zu Bett gegangen oder wieder aufgestanden? Wir kommen alle in diesen Nächten nicht zum Schlafen.“

Sekunden später spricht Charles E. Bohlen, Botschafter der USA in Moskau, mit seinem höchsten Boß.

„Hören Sie gut zu, Charles Bohlen! Sie werden noch innerhalb der nächsten zwei Stunden von uns einen genauen Text haben. Und damit gehen Sie sofort, auch wenn es dort noch Nacht ist, zum Kreml hinüber. Und Sie sprechen mit Bulganin. Und Sie sagen ihm, daß es gefährlich sei zu drohen. Und Sie sagen ihm weiter, daß jede Verletzung der Grenzen Österreichs durch sowjetische Truppen, die in Ungarn den Aufstand niederschlagen, als Angriff auf die westliche Welt gilt. Haben Sie gut verstanden, Charles Bohlen? Versuchen Sie, mit Schukow zu sprechen! Grüßen Sie ihn von mir,

und sagen Sie ihm, was ich Ihnen für Bulganin auftrag. — Eine Note? Nein! Ich bekam von Bulganin nur einen Brief! Die Noten wurden nach Paris und London gerichtet. Sprechen Sie erst mit ihm! Ist es kalt bei Ihnen in Moskau?“

„Seit ein paar Stunden ist es heiß, sehr heiß! Ich warte Ihre Bestätigung ab und melde meinen Besuch im Kreml schon an . . .“

Auf zwei Leitungen wurde das Gespräch mitgehört und mitgeschrieben. Einer der Sekretäre gab schon die nötigen Dispositionen, damit der Wagen bereitstünde, denn es ist ein gutes Ende von der Fadowaja bis zum Kreml — in dieser dunklen Nacht, in der es so eiskalt ist in Moskau und in der den Diplomaten doch heiß wurde, während sie mit einem Ohr nach Ägypten zum Suez-Kanal und mit dem anderen nach Ungarn horchen und den Blick nicht von der dunkelgrauen Kreml-Mauer lassen.

„Gib mir den Plan VII — Jonny!“

Wie war es möglich, daß Botschafter Charles E. Bohlen in Moskau aus Washington in jener dramatischsten Nacht der Weltgeschichte so schnell Weisung erhielt? Wie konnte es sein, daß er nichts berichten brauchte, sondern man in Washington schon längst alles wußte und die Männer um Dwight D. Eisenhower seit Stunden an der Arbeit waren, um jene Analyse der Worte und der Zeilen vorzunehmen, an der auch Charles E. Bohlen feilte?

Drei Stunden fehlte Mamie trotz des Wahlfiebers im Weißen Haus Ruhe geboten. Sie hoffte, daß alles noch einmal vorüberginge. Sie hoffte es für Ike. Denn hatten die Ärzte nicht gesagt, daß er nach den Anstrengungen der Vorwahltag keine Aufregungen mehr durchmachen dürfe?

Aber das rote Licht hatte dreimal aufgeglüht, während der Summer ansprang. Das war das Zeichen für höchste Alarmstufe. Mamie nahm das Gespräch an: „Sie sind es, Adams? Sie sind es? Fast mitten in der Nacht!“

„Es tut mir leid, aber es ist soweit, M'am! Es brennt, es brennt wirklich! Sie haben in Moskau eine Rede gehalten oder eine Note verlesen. Es ist alles so gekommen, wie wir es im Laufe des Tages ausgerechnet hatten. Wir müssen den Präsidenten wecken, es geht um eine sofortige Stellungnahme. Es ist nichts mehr zu verschieben. Es geht um — den Weltfrieden!“

Mamie fühlt, was ihre Hand, die das Telefon hält, starr und eiskalt wird. Sie war zeitlebens die Gattin eines Generals. Sie war bei vielen Waffengängen dabei. Sie hatte Dwight in mancher gefährlichen Situation gewußt. Aber diesmal denkt sie an die ganze Welt, an alle Menschen dieser Erde.

„Wirklich — soweit — wirklich so gefährlich?“

Sie weiß, daß Sherman Adams, die große Eminenz im Weißen Haus, der persönliche Berater und Assistent des Präsidenten Eisenhower, niemals Alarms gäbe, wenn es nicht nötig wäre. Er versteht sich auf Gefahren. Er war einmal als junger Mann Holzfäller und behauptet, seitdem zu wissen, wenn ein Stamm umschlagen will, der ihn treffen könnte.

Es dauert kaum zwanzig Minuten, dann sind sie beisammen — die aller-nächsten Mitarbeiter Eisenhowers, seine Ratgeber, die Männer, die im entscheidenden Augenblick mitzusprechen haben, die Leute, die Eisenhower genial an sich heranzuziehen wußte: Hoover, Murphy, Henduzien, Bovie . . .

Sherman Adams hatte sie schon alle alarmiert. Denn er wußte ja, was nun gespielt wurde.

Am Vormittag des 4. November hatte er sie schon alle zusammengesammelt, sie und alle leitenden Beamten des State Departments.

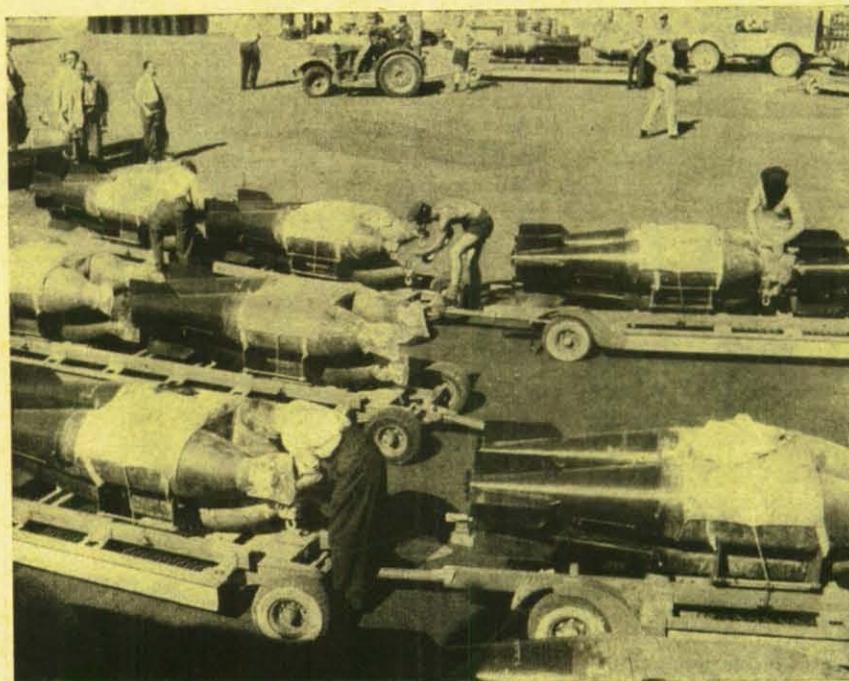
„Sie setzen sich mit allen großen Agenturen, mit dem International News Service, mit der United Press, mit der Associated Press in Verbindung. Jede Nachricht aus dem Osten wird sofort geprüft und zum Boß durchgegeben. Es wäre nicht das erste Mal, daß die Journalisten uns in der Schnelligkeit überrunden! Jeder Fingerzeig ist von höchster Bedeutung!“

Das war die Weisung vom Vormittag des 4. November gewesen. Wer konnte ahnen, daß man in der Nacht vom 4. zum 5. November die Fortsetzung dieses Alarms schon erlebte!

Eisenhower war von einer wunderbaren Ruhe: „Jonny, gib mir Plan VII von meinem Schreibtisch herüber!“

Das war der Plan, den er auf Anraten seines klugen Sherman Adams, des Mannes, der die Baumstämme im Voraus fallen hört, schon vor einigen Tagen hatte vorbereiten lassen.

„Gentlemen, jetzt ist es soweit! Wir müssen unseren Aktionsplan VII, den Exekutivplan des Nationalen Sicherheitsrats, noch einmal durchgehen. Er wurde aufgestellt für den Fall, daß die Sowjetunion mit einer Intervention im Nahen Osten drohe. Im Laufe der letzten fünf Stunden ist eine Anzahl Meldungen unserer militärischen Nachrichtendienststelle über sowjetische



Auf einem Flugplatz auf Cypern wird vom Bodenpersonal eines Luftstützpunktes eine gefährliche Fracht bereitgestellt. Es sind hochexplosive Bomben, die in Düsenbomben verladen wurden, deren Einsatzgebiete das Norddelta und die Halbinsel Sinai waren.

Nacht des Jahres 1956

Truppenbewegungen in Zentraleuropa, d. h. in Polen, in der russisch besetzten Zone Deutschlands, in Ungarn, in Richtung der jugoslawischen Grenze eingeleitet. Ich glaube, wir können daraus folgenden Schluß ziehen:

Die Sowjetunion ist außerordentlich nervös in der Spitzenführung. Die Rückwirkungen der Vorgänge in Ungarn sollen durch eine energische Aktion auf einem anderen Gebiet ausgeglichen werden. Das Manöver ist nicht ungeschickt. Aber der Krell versucht, uns in sein Spiel miteinzuspinnen. Ich lasse die Informationen über die Einflüge sowjetischer Bomber und Düsenjäger in Richtung Syrien und Saudiarabien nachprüfen. Ernst ist in den Noten an London und Paris die Drohung mit der Raketenwaffe. Das ist das Thema, um das es nun geht. Es ist die Drohung mit dem gefährlichsten Instrument, mit dem man in diesen Tagen spielen kann. Es können nur zwei nach diesem Instrument greifen: wir und die Russen. Es gibt nur einen, der den Russen Antwort geben kann auf die Drohung, die an London und Paris gerichtet wurde: wir!

Inzwischen saßen im Auftrag Sherman Adams und der Männer, die berufen wurden, John Foster Dulles, den man um diese Stunde im Walter Reed-Krankenhaus operierte, zu vertreten, die Rußlandspezialisten des State Departments über den Texten des Briefes an den Boß und der Noten, die mit gleichem Text an England, d. h. an Sir Anthony Eden und an Guy Mollet, den französischen Ministerpräsidenten, gerichtet worden waren.

45 Minuten später trat einer dieser Männer vom State Department in den Kreis der Ratgeber:

„Nach unseren Textanalysen muß die Krise im Krell, der innere Kampf um die Macht im Politbüro, einem neuen Höhepunkt zustreben. Der Text ist uneinheitlich. Bulganin, Schukow, Mikojan, Molotow könnten dabei mitgewirkt haben! Jawohl, meine Herren — auch Molotow! Wetten, daß er in den nächsten Tagen wieder in den Vordergrund tritt! Entschuldigen Sie, aber das Spiel wird im Krell interessant. Die Drohung ist schärfer formuliert, als sie klingen soll. Die Schärfe galt nur London und Paris. Getroffen werden sollten nur Eden und Mollet.“

Eisenhower sagt niemandem etwas davon, daß er vor zwei Nächten mit Winston Churchill telefoniert hat, mit Sir Winston Churchill, der eben von Cap d'Ail nach Chartwell in England auf seinen Landsitz zurückkehrte, um dabei zu sein, wenn sein Nachfolger, sein Schüler Sir Anthony Eden, zur entscheidenden Aussprache und zur Abstimmung vor das Unterhaus träte.

„Hören Sie, Sir Winston, Sie müssen unter allen Umständen bei Eden intervenieren, sich mit Guy Mollet, wenn Sie nach Frankreich zurückkehren, in Verbindung setzen und auch auf ihn einwirken, daß die militärischen Aktionen gegen Ägypten eingestellt werden. Wir kommen in Teufels Küche! Ihr habt mir nichts davon gesagt, was ihr vorhattet. Unseren Nachrichtendienst habt ihr mit Falschmeldungen versorgt, um uns zu täuschen, hinter Licht zu führen...“

Churchill wehrte sich nicht. Er erwiderte kein Wort. Eisenhower hörte ihn nur am anderen Ende des Drahtes brummen.

„Haben Sie mich verstanden, Sir Winston: es wäre unbedingt notwendig, daß Sie auf Eden einwirken, Sie sind der einzige, der einen unmittelbaren Einfluß auf ihn hat!“

Noch immer war es still am anderen Ende des Drahtes. Und dann sagte die alte Bulldogge, Sir Winston Churchill, auf einmal mit schwerer, tiefer Stimme:

„Hören Sie, Ike, wir haben bisher die amerikanischen Vorschläge in bezug auf diesen Gamal Abdel Nasser in Ägypten angenommen und befolgt. Erinnern Sie sich an die Räumung der Kanalzone! Das Ergebnis war für Großbritannien verheerend. Ich werde bei Sir Anthony Eden nicht intervenieren. Sorry, Ike, aber den Gefallen kann ich Ihnen nicht tun!“

Eisenhower ging es durch den Sinn, was jetzt wohl geschehen werde. Der alte, eigensinnige Mann wollte auf Eden nicht einwirken. Und jetzt richteten sich die Raketenrohre von Moskau gegen London. Vorläufig nur mit Worten! Wirklich nur mit Worten?

„Ich muß mit Curtis Le May sprechen! Er soll so schnell wie möglich zur Berichterstattung zu mir kommen. Er ist der einzige Mann, der alles weiß in Bezug auf...“

„Nur in Bezug auf unsere Atombomben. Denn auf denen sitzt er. Ich werde Ihnen einen Fachmann schicken, der Ihnen berichten kann, was die Russen mit ihren Raketenrohren vermögen!“

Eisenhower nickte. Dieser verteuflte Sherman Adams konnte doch Gedanken lesen. Es war richtig, man mußte jetzt Klarheit haben, was wirklich hinter der Drohung nicht nur im Sinne der Geistesart der Männer im Krell steckte, sondern was die anderen hinter den Raketen-Abschubrohren wirklich vermochten. Schließlich hatte man nicht umsonst den teuersten Spionagedienst der Welt!

Nein, er hatte nicht geblufft, der Ministerpräsident der Sowjetunion, Nikolaj Alexandrowitsch Bulganin, wenn er von den Raketenwaffen sprach, die man gegen London und Paris richten könne.

In jener Nacht hatte er nicht nur mit Georgij Konstantinowitsch Schukow gesprochen, er hatte Iwan Stepanowitsch Konjew herbeigerufen. War der

erste der Verteidigungsminister der UdSSR, dann war der zweite der Oberbefehlshaber der sowjetischen Landstreitkräfte und der Oberkommandierende der Integrierten Ost-Block-Armee.

„Genosse Bulganin! Es genügt nicht, daß du mit uns sprichst, wir müssen die Fachleute heranholen. Diese können selbst Bericht erstatten!“

Schukow war im Arbeitszimmer Bulganins an das Telefon gegangen und hatte sich mit dem Verteidigungsministerium verbinden lassen:

„Mitrofan Iwanowitsch Nedelin soll sofort kommen! Schickt ihm den Wagen, und bringt ihn gleich in den Krell zu Twaritsch Bulganin! Benachrichtigt Pawel Fjodorowitsch Shigarew! Er soll im Anschluß an Nedelin bei Genossen Bulganin zur Berichterstattung erscheinen.“

Schukow wandte sich wieder an Bulganin: „Du wirst es aus beruflichem Munde hören: Nedelin ist Marschall der Artillerie. Er hat die gesamten Raketen-Abschubbasen unter sich. Shigarew ist Hauptmarschall und Oberbefehlshaber der sowjetischen Luftwaffe. Wenn wir damit rechnen müssen, daß die Gegenseite mit Atombomben kommt, dann ist Shigarew für die Abwehr, für den Einsatz von Düsenjägern verantwortlich. Er hat alle Zahlen im Kopf. Er hat das tollste Gedächtnis, das mir je begegnete!“

Nachts gegen 0 Uhr 30 war Marschall der Artillerie Nedelin zur Berichterstattung im Krell, im Büro des Ministerpräsidenten. Seine Augen suchten Chruschtschew. Aber er hütete sich, nach ihm zu fragen.

„Zum Einsatz kommt die Rakete Ikra. Sie wurde während der Versuchszeit bei uns unter der Bezeichnung ‚Interkontinentale Rakete 103‘ geführt. Sie ist die wirkungsvollste Konstruktion, die bisher auf dem Sektor der ferngesteuerten Raketen geschaffen wurde. Die auf der Gegenseite bisher vorhandenen Abwehrmaßnahmen sind wirkungslos. Die Geschwindigkeiten können reguliert werden. Sie liegen zwischen 3000 und 12000 km in der Stunde. Jede dieser Raketen 103 kann eine Bombe H mitführen. Die Sprengkraft dieser Bombe H reicht aus, um eine Stadt von der Ausdehnung von Paris in Asche zu legen. Zur Vernichtung von London würden drei dieser Raketen benötigt. Der Aktionsradius liegt augenblicklich zwischen 1600 und 3600 km. Die Anflugzeit von unseren Abschubbasen im Baltikum bis London bzw. Paris beträgt 17 bzw. 19 Minuten. Die Anflugzeit von Murmansk nach Washington bzw. New York kann mit 78 bzw. 90 Minuten in Ansatz gebracht werden. Was die Aufladungen angeht...“

Bulganin hebt die Hand. Er will den Redestrom dieses Spezialisten für einen Augenblick unterbrechen:

„Eine Frage, nur eine einzige Zwischenfrage: Wie lange würde es dauern, um bei Ausbruch eines 3. Weltkrieges die Entscheidung in bezug auf Sieger oder Verlierer herbeizuführen? Das ist eine sehr wichtige Frage. Denn von ihr hängt ab, ob der Gegner noch die Zeit findet, zurückzuschlagen...“

Aller Blicke hängen mit Spannung an Schukows Lippen. Der weiß, welche Sensation seine Antwort bedeuten wird, und genießt die Rolle, die das Geschick ihm beschert hat, eine kleine Weile. Dann kommt seine Antwort.

Bulganin geht im Zimmer auf und ab. Er sieht nicht mehr durch die Scheibe nach den Sternen. Nur zu Ausländern und zu Kindern war er weich. So hatte er's sein ganzes Leben gehalten — und vielleicht noch zu Frauen, solange er sie liebte. Er atmete auf und hatte gleichzeitig Angst. Er hatte nicht zu stark geblufft.

„Und die anderen? Werden sie sich nicht rühren? Haben sie keine Abwehr, wirklich keine Gegenwehr?“

Schukow zuckt die Schultern und schüttelt den Kopf. Jemand kommt und flüstert ihm zu, daß draußen Hauptmarschall der Luftwaffe Pawel Fjodorowitsch Shigarew warte. Schukow gibt einen Wink. Shigarew kommt. Zwei Worte flüstert Schukow ihm zu. Shigarew greift in seine schmale Aktenmappe und legt seine Abwehrpläne vor:

„Wir kennen genau die Einsatzmöglichkeiten und die Anfluggeschwindigkeiten. Es wird uns wahrscheinlich möglich sein, mit unseren Jägerverbänden und vielleicht in einigen Wochen mit den radioaktiven Nebeln die anliegenden Verbände aufzufangen...“

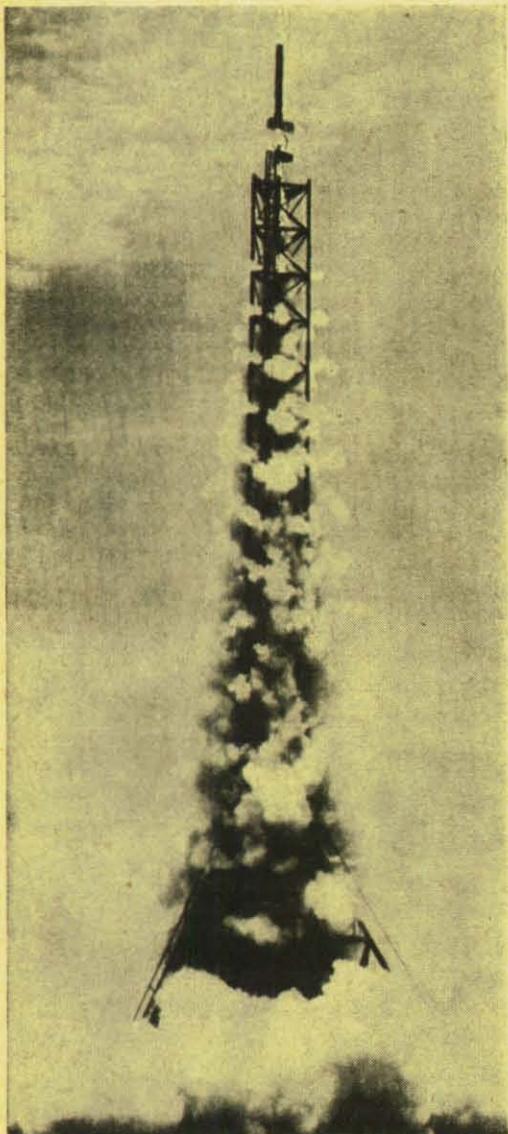
„Sie können also doch zurückzuschlagen!“ murmelt Bulganin und sieht an Schukow vorbei, der ein hartes Gesicht hat und nicht versteht, was der alte Mann will, der soviel Bedenken hat, während er, Schukow, längst an die verschiedenen Einsatzstellen Befehl gegeben hat, die Rohre auf Paris und auf London zu richten.

„Generaloberst Konomarew — Stützpunkt Riga — hiermit wird Alarmstufe IV West-Ost angeordnet! Ausrichtung nach den Dispositionen des Plans 19.“ Das war eine der 217 Weisungen, die in den letzten Minuten und Stunden über den Draht durchgegeben wurden, 217 Stationen, über die ganze Sowjetunion, die Satellitengebiete, die Tschechoslowakei, DDR verteilt, hatten höchste Alarmstufe. Die Note an die Adresse Sir Anthony Edens und Guy Mollets war nicht ins Leere gesprochen.

Nikolaj Alexandrowitsch Bulganin sollte sich in dieser Hinsicht nicht täuschen.

Und was Nikita Sergejewitsch Chruschtschew anging, so hatte man ihn in dieser Nacht nicht gefragt...

(Fortsetzung folgt)



Einen neuen Höhenrekord von 260 km erreichte die Aerobee H I. Die neuesten amerikanischen Raketen sind in der Lage, von den USA aus Moskau schon in 30 Minuten zu erreichen.

Ein seltsamer Fall

Die Leute nannten ihn „Mr. Tragödie“. Sie sahen ihm nach, wenn er durch die elegante Londoner Straße Rotten Row spazierte. Seine Augen schimmerten in unendlicher Traurigkeit. Und seine Kleidung war — wenn auch gepflegt — längst aus der Mode. Als „Mr. Tragödie“ starb, erinnerte sich eine uralte Beschließerin wieder an die Geschichte des seltsamen Mannes.

„Mr. Tragödie“ war vor vielen Jahren, am Arm seiner eben angetrauten schönen Frau glücklich strahlend aus der Kirche getreten. Da steckte ein Knabe der Frau einen Umschlag zu. Der glückliche Ehemann achtete nicht darauf. Am Nachmittag klagte die Frau über Kopfschmerzen. Der besorgte Ehemann führte sie deshalb in den Hyde-Park. Sie setzten sich auf einen Mietstuhl

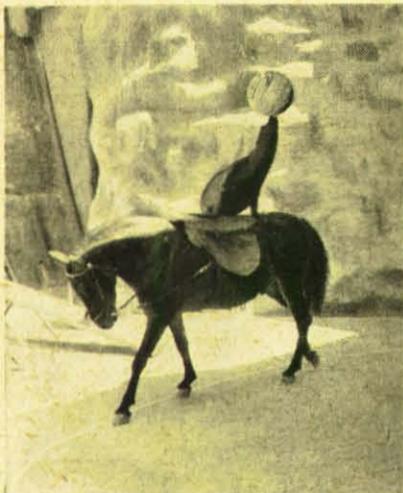
und genossen die frische Luft. Später kam der Kassierer... und soviel der Ehemann auch in seinen Taschen suchte — er hatte sein Geld vergessen. Er lief sofort zurück. Als er jedoch zu den Stühlen zurückkehrte, war seine Frau verschwunden.

Der Brief an der Kirchentür stammte nämlich vom ehemaligen Liebhaber der Frau. Der war Soldat. Und sein Regiment fuhr am gleichen Tage nach Indien ab. Die Frau war dem Soldaten zum Bahnhof und nach Indien gefolgt.

„Mr. Tragödie“ glaubte das nicht. Jeden Tag spazierte er auf der Rotten Row in der Kleidung seines Hochzeitsanzuges auf und ab. Als sein Haar ergraute, färbte er es, damit ihn seine junge Frau sofort erkenne. Aber die Frau kehrte nicht zurück.

Sattelfeste Susie

Seehunddame Susie ist das Glanzstück des Zoos in San Diego. Sie ist Kunstreiterin.



Den Balanceakt auf dem Pferderücken macht so rasch ein menschlicher Kunstreiter der Seehunddame nicht nach. Sie hält sich sicher im Sattel, und während ihr Reittier mit ihr die Runde macht, balanciert sie mühelos eine Kugel auf ihrer Nase. Dabei kann man wirklich nicht sagen, daß der Pferderücken ihr angestammtes Element ist. Dem Pferde macht es offenbar Spaß, einmal einen so ausgefallenen Reiter zu tragen. Von Tier zu Tier verständigt man sich ohne weiteres.



Ins Rutschen gekommen? Aber nicht die Spur! Susie findet einen braven Ritt langweilig und macht ihn sich amüsant, indem sie allerlei Kapriolen vollführt. Mancher Gaucho würde sie um die Sicherheit beneiden, mit der sie sich auch in den gewagtesten Stellungen in der Balance hält. Seehunde sind geborene Akrobaten, nur findet nicht jeder eine so glänzende Gelegenheit, seine Kunst ins rechte Licht zu setzen. Allerdings ist auch das Pferd durchaus ein Musterexemplar seiner Art.



Susie auf der Treppe zum Erfolg. Erst mal in den Sattel kommen — das andere geht nachher von allein. Susie erklimmt ihr Reittier auf einer Treppe. Ihr Trainer, Benny Kirkbride vom Zoo in San Diego, macht ihr die Sache „schmackhaft“, indem er der Kunstreiterin einen Fisch vorhält. Das Pferd hat sich an die Art des Aufsitzens seiner Reiterin gewöhnt. Wenn dann die Treppe weggezogen worden ist, verläuft der Ritt ohne alle weitere Nachhilfe durch die lenkende Menschenhand.

Ladykillers

Eine Kriminalkomödie von Gerd N. Winterberg

Schluß

„Warte einen Moment“, winselte Louis. „Nicht schießen. Wir können doch teilen. Denk mal nach, du Klotz — jetzt sind wir nur drei. Allein wirst du Schwachkopf niemals mit dem Geld fertig. Ich will dir helfen.“

Er wies mit dem Kopf auf den Professor. „Schieß auf ihn, nicht auf mich! Er hat uns doch in diese Lage gebracht, das weißt du doch — halte dich an ihn!“

Pfannkuchen ließ sich nicht beirren. Er krümmte den Finger und spante den Abzug. Doch kein Schuß ertönte.

In diesem Augenblick begegneten sich zwei Züge unter der Tunnelein-fahrt. Dichte Dampfwolken hüllten die drei Männer ein.

Als es wieder klar wurde, wischte Louis sein Messer an einem Grasbüschel ab. Das Problem Pfannkuchen war gelöst.

Die beiden letzten des ehemaligen Quintetts gingen in das Haus zurück.

Alexandra stand in der Zimmertür. „Wo ist Mr. Robinson?“

Louis schluckte einmal. „Er ist fortgefahren, Madame, er hat uns verlassen.“

Dozierend erhob Alexandra den Zeigefinger: „Sie haben wieder nicht Wort gehalten, meine Herren. Der Cellokasten ist fort. Ich bin äußerst ungehalten.“

Der Professor schüttelte den Kopf. „Ihr gutes Recht, Madame. Es ist empörend. Ich bin außer mir.“

Louis stellte mit süß-saurem Gesicht den Cellokasten wieder in die Ecke.

„Herr Professor Markus“, sagte die empörte Alexandra. „Sie haben sich wiederum schlecht betragen. Ich werde das der Polizei erzählen. Das wird keinen guten Eindruck machen.“

Alexandra überlegte fieberhaft, weshalb die Polizei immer noch nicht da sei, die der Major doch hatte holen wollen. Von seinem seltsamen Ende und seiner Reise in die Ewigkeit hatte sie keine Ahnung. Alexandra schloß das Zimmer ab und redete auf die beiden ein. Dann wurde es den zwei zu dumm. Sie verließen das Haus, um zu überlegen, was zu tun sei.

Automatisch lenkten sie ihre Schritte zum Tunnelrand. „Weißt du, Louis, es war doch ein verdammt guter Plan“, sagte der Professor. „Es war ein wundervoller Plan — mit Ausnahme des menschlichen Faktors. Den darf man nie vergessen, und deshalb hast du recht. Ich hätte die Alte nie einbeziehen dürfen. Wir hätten mehr Leute haben müssen. Aber auch bei zwanzig, dreißig oder vierzig Leuten würden wir nie imstande sein, mit ihr fertig zu werden. Und weißt du warum, Louis? Keiner könnte sie umbringen. Sie ist uns vom Schicksal wie ein Stein ans Bein gebunden. Sie wird immer bei uns bleiben. Für immer und in alle Ewigkeit.“

„Sie sind ja irrsinnig.“

„Du darfst nicht so mit mir reden, Louis. Ich habe dich schon einmal gewarnt. Bring mich nicht in Wut.“

Louis starrte ihn mit verkniffenen Augen an. Eine Dampfwolke verbreitete sich über den Tunnelrand.

Louis nahm den Revolver, den er Pfannkuchen abgenommen hatte, zur Hand.

Doch als der Dampf sich verzogen hatte, war weit und breit kein Professor zu sehen. Nach eisigem Suchen entdeckte Louis ihn hinter einem Trümmerhaufen.

Wie Katzen schlichen die beiden umher. Ein weiterer Zug näherte sich, ein Zug mit furchtbar viel Dampf.

Louis sah den Professor schattengleich auf das Schutzdach eines Strebe-pfeilers zueilen. In der Hand hielt er eine Eisenstange.

Louis feuerte.

Der Professor war verschwunden. Mit wenigen Sätzen eilte Louis zur Brüstung und sah hinunter. Er entdeckte eine dünne Eisenleiter, die in der Dunkelheit zu den Schienen hinunterführte. Neben der Eisenleiter war eine komplizierte Signalanlage.

Er wollte das Ende des Professors ganz genau wissen und kletterte hinab.

Als er eben unterhalb der Signalanlage stand, machte er eine Pause, um zu überlegen.

Doch dafür blieb ihm nicht mehr viel Zeit. Bevor er sich klar darüber wurde, was geschah, hatte die Hand des Professors ihm den Revolver entwunden und auf ihn gerichtet. Schwankend saß der Professor auf dem Gerüst. Schreiend und wild gestikulierend stand auch Louis auf den schwankenden Sprossen.

Als der Dampf einer Güterzuglokomotive aufstieg, gab der Professor der Leiter einen letzten Stoß. Während Louis in eine bessere Welt hinunterstürzte, starrte der Professor nieder.

In diesem Augenblick wechselte das Signal auf freie Fahrt — der eiserne Signalarme schnellte hinunter.

Es war Pech für den Professor, daß sein Kopf im Wege war. Er purzelte hinunter und begleitete Louis auf seiner letzten Reise.

★

Alexandra Wimmerforce wartete die ganze Nacht auf den Professor und seine Freunde vergeblich.

Am Vormittag ging sie zur Polizei. Der Sergeant vom Dienst empfing sie mit seinem lebenswürdigsten Lächeln.

Alexandra ließ ihn gar nicht zu Wort kommen.

„Sie müssen mir einfach glauben“, begann sie. „Es ist allerdings wahr, daß ich den Zaster geholt habe, aber ich habe niemals zur Bande gehört. Ich gebe es auch ohne weiteres zu, daß der Raub in meinem Hause geplant wurde. Aber nicht ich habe ihn geplant, und mit dem Raub an sich habe ich nicht das geringste zu tun.“

Sie holte tief Luft. „Wirklich nicht?“ fragte der Sergeant lächelnd, als der Inspektor eintrat.

Alexandra ging auf ihn zu. „Guten Morgen, Herr Inspektor.“

„Guten Morgen, Mrs. Wimmerforce. Entschuldigen Sie mich bitte, ich habe eine Konferenz und komme sonst zu spät. Sergeant McLoyd wird sich um Sie kümmern.“

Er ging zur Tür. Alexandra hinterher.

„Aber Herr Inspektor, ich wollte Sie in wichtigen Dingen um Rat fragen.“

Der Inspektor grüßte noch einmal kurz und wies mit dem Arm auf McLoyd.

Der nickte und fragte Alexandra: „Nun sagen Sie bloß einmal Mrs. Wimmerforce, wo ist denn die Bande geblieben?“

„Ja, das ist das Komische: sie sind nämlich alle während der Nacht verschwunden. Aber ...“ und ein Lächeln überzog ihr Gesicht. „Den Zaster habe ich noch.“

Als der Sergeant bei dem Wort „Zaster“ verwirrt den Kopf schüttelte, entschuldigte sich Alexandra.

„Ich bin heute ein wenig konfus. Sie müssen das schon entschuldigen. Ich wollte sagen, daß sich das Geld noch in meinem Hause befindet. Ich hatte es nämlich in Verwahrung genommen. Die fünf Männer müssen es wohl mit der Angst bekommen haben und sind alle fort.“

Einer der zuhörenden Polizisten meinte liebenswürdig-spöttisch: „Sie werden doch wohl kein Raumschiff genommen haben?“

Alexandra wandte sich entrüstet an ihn. „Sie glauben doch hoffentlich nicht, daß alles nur Einbildung von mir ist?“

McLoyd begütigte sie. „Nein, durchaus nicht, Madame.“

„Ich weiß, daß Sie mich in dem Verdacht haben, nicht ganz bei Trost zu sein, Sergeant“, sagte Alexandra mit leisem Vorwurf.

Der Sergeant winkte beschwichtigend ab. „Um Gottes willen, Mrs. Wimmerforce. Kein Mensch denkt daran. Nur wäre es uns aus verschiedenen Gründen sehr lieb, wenn Sie die ganze Angelegenheit vergessen und mit niemanden darüber sprechen würden.“

Nur einen Moment lang besann sich Alexandra.

„So! Wenn Sie es wünschen, werde ich das natürlich tun. Sagen Sie mir bitte nur noch, wann Sie jemanden schicken, um das Geld abzuholen.“

McLoyd brach in dröhnenden Gelächter aus: „Ach, das Geld wollen wir gar nicht wiederhaben. Behalten Sie es doch!“

„Einfach behalten? Das ist ja kaum zu glauben. Aber vielleicht haben Sie recht. Es macht ja nur einen Viertel Penny für die Versicherungsbeiträge aus.“

Die Beamten wurden immer mehr in dem Verdacht bestärkt, Alexandra sei verrückt. Mehr zu sich selbst als zu den Polizisten fuhr Alexandra fort: „Das Geld behalten? Genau was Professor Markus sagte. Er sagte: Sie würden das Geld gar nicht wiederhaben wollen, weil es den Lauf der Dinge stören würde.“

„Ja, so ist es recht, Mrs. Wimmerforce, und jetzt darf ich mich wohl entschuldigen, ich habe was Eiliges zu erledigen.“

„Aber natürlich. Auf Wiedersehen, meine Herren.“

Alexandra verließ die Wache. Der Sergeant stürzte hinter ihr her.

„Mrs. Wimmerforce, Moment, einen Augenblick bitte“, rief er.

Alexandra war schon auf der Straße. Der Sergeant lief hinterher. In der Hand hielt er einen Regenschirm.

„Handeln Sie, Sie haben Ihren Regenschirm vergessen.“

Alexandra sah ihm in die Augen. „Sie können ihn ruhig behalten. Ich habe ihn nie gemocht. Jetzt kann ich mir ein Dutzend neue kaufen. Auf Wiedersehen, Sergeant.“

Sie lächelte, wandte sich um und ging die Straße hinunter.

An der Ecke saß ein alter Bettler. Alexandra warf etwas in seinen Hut.

Der Mann griff hinein und rief hinter ihr her: „He, Madame, daß muß ein Irrtum sein, meine Dame, hören Sie doch.“

Er hielt einen großen Geldschein in der Hand.

Alexandra drehte sich um und winkte ihm gütig zu.

Dann ging sie nach Haus, erstaunt, aber wie in ihrem ganzen Leben gehorsam, und überlegte, wie sie die 60 000 Pfund am besten anlegen könne.

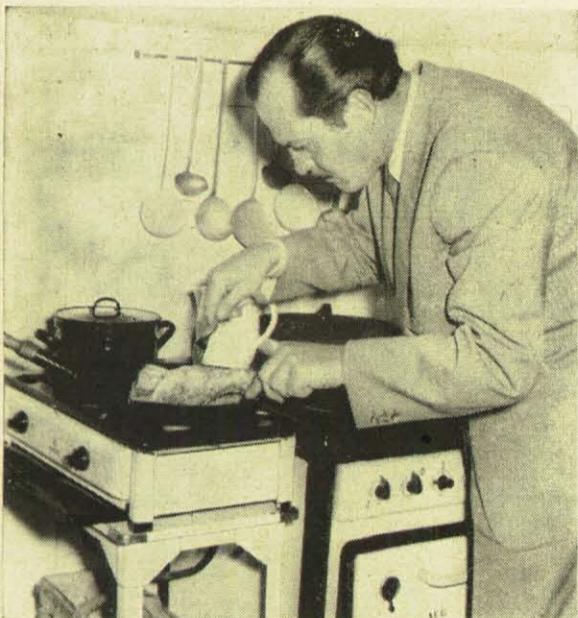
(Die Handlung dieser Kriminalkomödie wurde dem gleichnamigen Rank-Film nacherzählt.)



René Deltgen

ist kein „Schurke“

Fußball spielt René gerne in seiner Freizeit, sowohl mit seinen Kindern als auch bei öffentlichen Spielen. Er gehört der Rundfunkmannschaft als Mittelstürmer an.



Unsere Reporter besuchte René Deltgen, um ihn nach seinen neuesten Plänen zu fragen. Das kann man eigentlich nie so recht, weil der bekannte Künstler immer in der Arbeit steckt.

Deltgen kommt eben von einer mehrstündigen „Sitzung“ aus dem Kölner Funkhaus. Dort wirkt er in einer neuen, acht Folgen umfassenden Temple-Serie mit, die den Titel „Paul Temple und der Fall Gilbert“ hat. Vorher war er gerade mit den Aufnahmen zu dem Film „Königin Luise“, in dem Ruth Leuwerik seine Partnerin ist und Liebeneiner Regie führt, fertig geworden. Deltgen spielt den Napoleon.

Ende Februar dreht er einen Kriminalfilm. Und in Köln steht er immer wieder auf der Bühne.

Dann gelingt es uns, daß René „auspackt“ und aus seinem Leben erzählt.

Generalprobe. Der kleine René besucht die Volksschule in Esch im zweiten Schuljahr. Er steht in den Kulissen und wartet auf das Zeichen zu seinem Auftritt. Zum erstenmal spielt er Theater. Im Rahmen einer Schulfest soll das Märchenspiel „Hänsel und Gretel“ aufgeführt werden. René spielt das Männlein im Walde. Auf der Bühne hat man rote Himbeerbonbons gestreut.

◀ **Ein guter Koch** ist René Deltgen. Immer schon stand er, wenn es seine Zeit erlaubte, am Herd. Nach dem Kriege war er eine Zeitlang Küchenchef bei einer französischen Truppe.

◀ **Müde und abgespant** raucht der Schauspieler eine Zigarette zwischen zwei Einstellungen. Tag und Nacht ist er auf den Beinen. Seine Heimat sind der Schnellzug und das Flugzeug.

Sie stellen Erdbeeren dar. René sieht nur noch die Bonbons, er vergißt, was er hier zu tun hat, weil er diese Bonbons für sein Leben gern ißt. Er geht auf die Bühne, sammelt sie ein und steckt sich so viele in den Mund, wie es nur geht.

Das war sein erster Auftritt.

Renés Vater war als Bauernjunge aus dem Norden Luxemburgs nach Esch an der Alzette gekommen, dem Mittelpunkt der luxemburgischen Eisenindustrie. Durch Fleiß, Ausdauer und Können schufte er sich empor und wurde schließlich Chemiker eines großen Werkes. Die Eltern wollten, daß René Kaufmann werden soll und schicken ihn auf die Industrie- und Handelsschule. René lernt nicht besser und nicht schlechter als jeder andere in diesem Alter auch.

Wieder bietet sich René eine Möglichkeit, öffentlich aufzutreten. Bei einer Jubiläumsfeier seiner Schule trägt er die Ballade „Der Todspieler“ von Börries v. Münchhausen vor. Hinterher versichert man ihm, daß die Zuhörer von seinem Vortrag ergriffen, ja zu Tränen gerührt gewesen seien. Dann spielt er an einer Liebhaberbühne eine kleine Rolle. Immer eingehender beginnt er sich mit dem Theater zu befassen, obwohl er in Esch kaum eine richtige Theatervorstellung besuchen kann. Als das Rhein-Mainische Theater in seinem Heimatstädtchen gastiert, beginnt er zu ahnen, daß es etwas Herrliches sein muß, die Zuschauer zum Lachen und Weinen bringen zu können. Echtheit — darin erblickt er die Vorbedingung jeder schauspielerischen Gestaltung. Nur damit kann man bewegen, erschüttern, mitreißen. René ertappt sich immer häufiger dabei, daß ein Wunsch, der bisher nur in ihm schlummerte, ausgelöst wird. Wird er

nicht nur ein Traum bleiben, wie das meiste im Leben? Da ist noch die Schule — und der Vater.

Dann liegt das Abitur hinter ihm, vor ihm aber der Zwang, Geld verdienen zu müssen.

Ein halbes Jahr nach dem Abitur seines Sohnes hat der Vater es satt. Er nimmt ihn gehörig ins Gebet: „Du mußt dich jetzt endgültig entscheiden, René. Du hast dich lange genug besinnen können, jetzt mußt du handeln. Ich werde dich als Volontär in einen Bürobetrieb schicken.“

Es kommt René wie ein Wink des Schicksals vor, daß er gerade in diesen Tagen auf eine Anzeige der Kölner Schauspielschule stößt, durch die sie den Beginn eines neuen Schuljahres ankündigt.

Also auf nach Köln! Nichts hält ihn mehr. Er verkauft sein einziges Wertstück — sein Fahrrad. Den Schillerkragen am Hemd und Hoffnungen im Herzen, setzt er alles auf eine Karte.

René wagt sich kühn und keck in die Wohnung des Intendanten. Er bittet den gestrengen Mann inständig: „Ich bin aus Luxemburg ausgekniffen, um hier die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches zu finden: Schauspieler zu werden. Bitte, lassen Sie mich nicht im Stich!“

„Na, meinertwegen. Kommen Sie herein und sprechen Sie vor!“

Und René betritt die Höhle des Löwen und trägt wieder die Ballade vom Todspieler vor. Da er besessen ist, gelingt es ihm, unmittelbar auf den Gestrengen zu wirken. Der hört aufmerksam zu, macht sich Notizen und sagt nur: „Kommen Sie morgen ins Theater!“

Dort muß er den Regisseuren und Lehrern der Schauspielschule noch einmal vorsprechen. Und dann ist es soweit. René hat die erste Stufe seines Aufstiegs erklimmt: der völlig Mittellose bekommt eine Freistelle.

Das war im Oktober 1927.

Nach zwölf Monaten hat er den ersten Vertrag in der Tasche.

Immer mehr überzeugt er durch seine mitreißende Darstellungskunst. Da bietet sich ihm die große Chance: Fritz Holl übernimmt die Intendanz und stellt René ganz groß in der Hauptrolle des Stückes „Der Graue“ von Friedrich Forster heraus. Hier wird René auch von den Herren der Ufa entdeckt. Ihr Entschluß steht sofort fest: René Deltgen muß zum Film.

Sein Stern steigt immer höher. Frankfurt am Main holt ihn, Eugen Klöpfer holt ihn an die Volksbühne nach Berlin: der Franz Moor ist dort seine erste Rolle.

Mit erst 30 Jahren wird René zum Staatsschauspieler ernannt. Der junge Mann, der einst unbekümmert und selbstbewußt von daheim ausgekniffen war, um mit eiserner Energie den Anschluß an die Bühne zu gewinnen, setzt sich immer mehr durch. Und trotz aller Erfolge bleibt er der alte, der durch seine schlichte, einfache und herzliche Art gewinnt. Keiner kann sich seiner Wirkung entziehen. Er ist ein prächtiger Kerl, ein gutmütiger Mensch, ein immer hilfsbereiter Freund, ein echter Kamerad, ein stets zu Scherzen aufgelegter, richtiger großer Junge. Sicherlich kein „Schurke“, wenn er auch im Film und auf der Bühne meist zwielfichtige Gestalten darstellt. Der größte Stolz dieses sprühenden, rastlosen, besessenen Künstlers, dieses „Schurken und Säufers“, sind seine drei Kinder: Mathias (18), Florian (14) und Katrin (11).

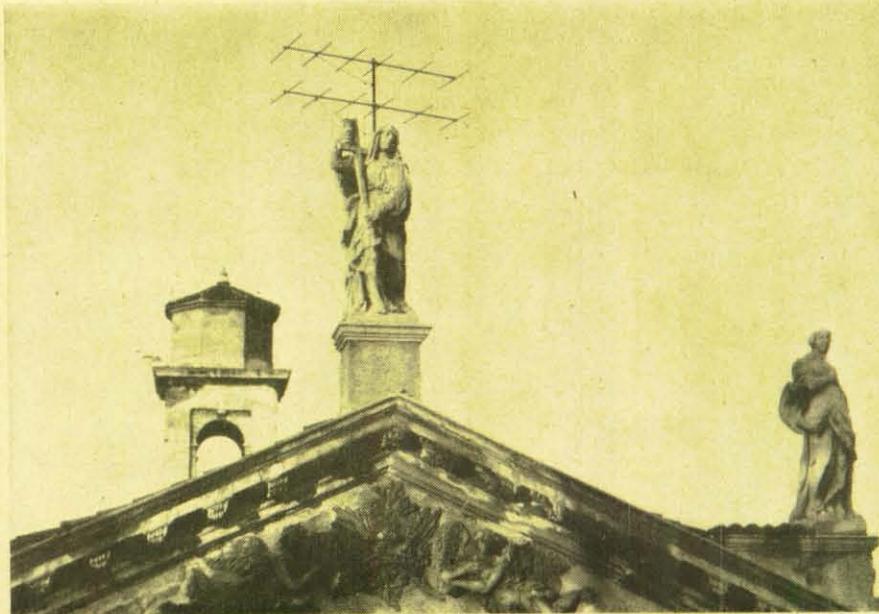


VICENZA

Sterbende Vergangenheit



Seltame Leute gibt es in Vicenza. Dieser Mann führte früher auf Märkten und Doriplätzen seine Kunststücke vor. Er kann jonglieren und Feuer schlucken. Heute ist er ein Bürger der Stadt und zieht mit dem authentischen Vicentinischen Wetteralmanach durch die Straßen.



Verweltlichte Kirchen sind in Vicenza keine Seltenheit. Die Basilika St. Faustino auf unserem Bild wurde — man weiß nicht von wem und wann — kurzerhand in ein Kino verwandelt. Jazzmusik, wilde Schreie und Schüsse dringen oft durch die ehemals heiligen Mauern. Die Heiligenfigur erhielt eine Fernsehantenne als Rückenlehne.



Die „**Seebarschstadt**“ wird Vicenza häufig genannt. Dieser Fisch, der in der Adria gefangen und durch Zusatz vieler Gewürze auf vicentinische Art zubereitet wird, ist das „Stammessen“, das nicht nur bei den armen Leuten, sondern auch bei den Reichen sehr beliebt ist. Der „Ragno“ spielt hier die gleiche Rolle wie in München die Weißwurst.



Im „**Bootsviertel**“ offenbart sich der Verfall der alten Paläste auf schaurige Weise. In den ehemaligen Wohnungen der reichen „Signori“ hausen heute die Ärmsten der Armen.



Dieser Bettler gehört zum Bild der Stadt. Jeder kennt seine Geschichte: Sein Großvater besaß die bekannteste Trattoria in Vicenza. Der Enkel hat allen Besitz verschleudert.



Außerhalb der Klostermauern machen die Mönche aus dem Kloster der „Seligen Jungfrau von Monte Berico“ (links auf dem Berg) ihren täglichen Spaziergang. Dies ist für sie die einzige Berührung mit ihrer Umwelt, denn sie leben vollkommen abgeschlossen und zurückgezogen. Die Stadt, die tief im Tale liegt, besuchen sie niemals.



Unter allen Städten der italienischen Provinz Veneto ist Vicenza sozusagen die „letzte“ Stadt. Was in ihren Mauern auf jeden Fremden, ob Italiener oder Ausländer, so faszinierend wirkt, ist das ausgeprägt humane Element seiner Einwohner inmitten einer dekadenten Monumentalität. Es gibt in gewissem Sinne keine Stadt in ganz Italien, die so reich an kolossalen, prunkvollen und zugleich elenden Palästen ist wie Vicenza. Hier fällt das hohe Mittelalter der Gegenwart täglich in den Arm, um sie hartnäckig am Fortschritt zu hindern.

Der Ortsgeistliche, die Frau eines Trattorienbesizers, die kleinen Angestellten, die von Venedig und der blauen Adria träumen und die amerikanischen Soldaten, die aus irgendeinem Grund hier stationiert sind, sie alle scheinen unter der Last des mittelalterlichen Poms zu leiden, der dem un-

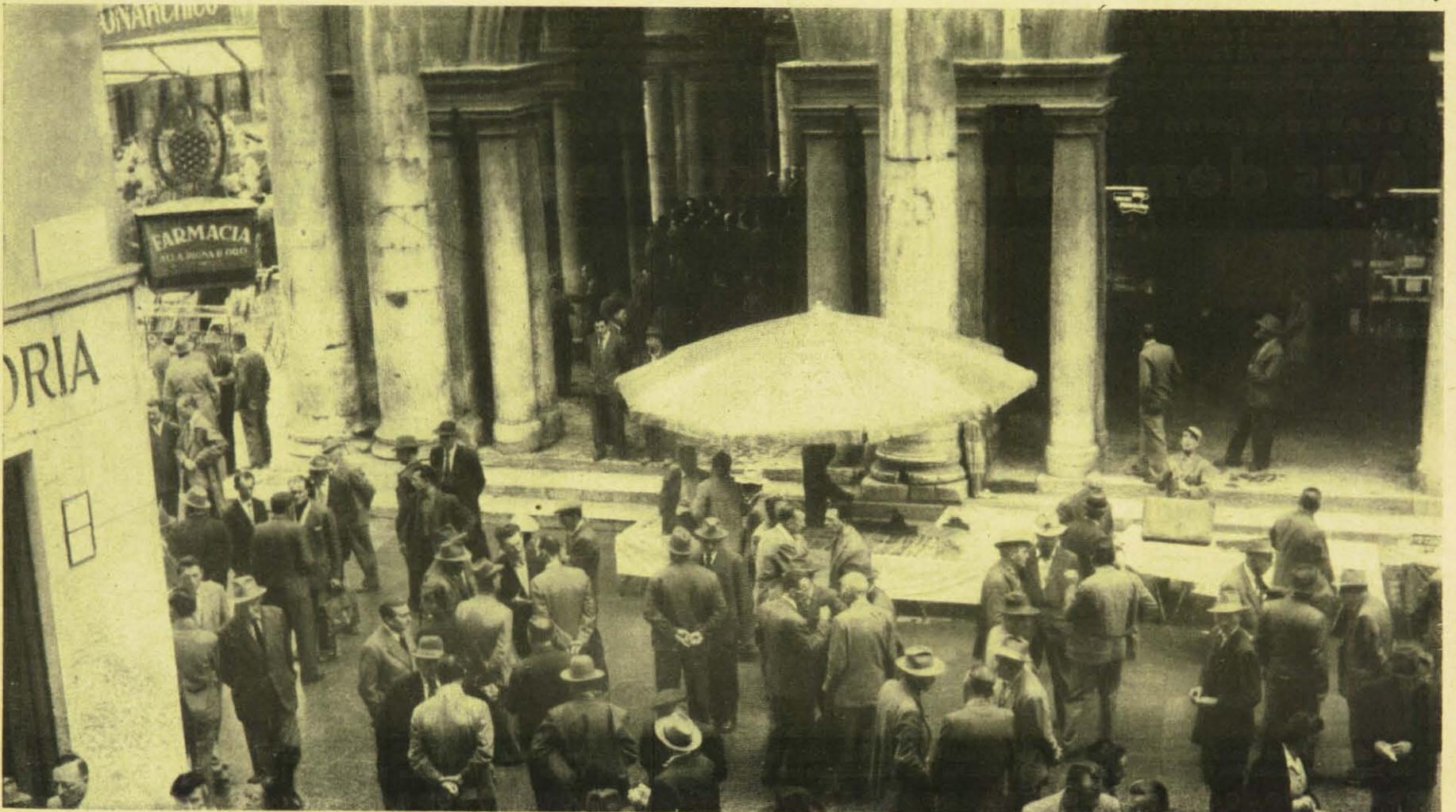
erbittlichen Gesetz des Verfalls unterworfen ist wie der menschliche Körper.

Im Mittelalter kannte Vicenza viele „Signori“, Herren im wahren Sinne des Wortes, die über Leben und Tod ihrer Untertanen nach Belieben verfügten. Ihr unermesslicher Reichtum ließ die prächtigsten Paläste aus dem Boden schießen.

Meinte das Schicksal es schlecht mit der Stadt, und verweigerten die Florentiner Kaufleute ihre Kredite, dann kam es in kürzester Zeit zu dem, was wir heute mit einem gewissen Schaudern bestaunen: die halbfertigen, wunderbaren und zugleich total zerfallenen Paläste dieser Signori, von denen man heute kaum noch die Namen in Geschichtsbüchern der Stadt findet. Gewaltige Kolonnaden und Kreuzwege führen durch das ausgedehnte und verwirrende Massengrab einer Architektur.

▲ **Träg und schmutzig** schlängelt sich der Rettrone durch die Stadt. Er sieht heute wie ein verlassener Kanal aus. Früher war das Flößchen schiffbar, und von Venedig und Padua kamen Händler mit ihren Booten. Wenn im Sommer das Wasser sinkt, legen die Bewohner in dem feuchten Uferschlamm Gemüseärten an.

▼ **Heute ist Markttag!** Aus der ganzen Umgebung sind Händler in die Stadt geströmt und bauen auf der „Piazza dei Signori“, dem Herrenplatz, ihre Stände auf. An solchen Tagen unterscheidet sich Vicenza, die Stadt, in der die Vergangenheit langsam stirbt, in gar keiner Weise von anderen norditalienischen Städten.



EIGENTÜMLICHES ums EIGENTUM

Das Gefühl, Eigentum zu besitzen, erfüllt den Eigentümer mit Stolz. Man hat so gern etwas, über das man frei verfügen kann. Aber ganz so viel Freiheit läßt das Gesetz nicht.



Dieser Kuß ist gar nicht schlimm, zumal in all den Ländern nicht, in denen das Küssen auf offener Straße nicht wie in Italien verboten ist. Aber dort wäre die Begründung: „Es ist doch meine eigene Frau, die ich küsse“, kein mildernder Umstand für den „Täter“. Hinzukommt noch, daß diese Begründung an sich einen wunden Punkt hat. Niemand kann Eigentum oder Besitz eines anderen Menschen sein. Auch der ärgste Haustyrann kann nicht, wie er mag,



„Mit meinem Kinde kann ich machen, was ich will!“ sagt erbost Vater Schmitz, als Nachbarn Anstoß daran nehmen, daß er den Sohn zu brutal züchtigt. Aber — abgesehen davon, daß man an Menschen nie „Eigentumsrechte“ hat, irrt Schmitz mit seiner Annahme. Zwar darf er den Sohn züchtigen; aber er darf den Jungen denn doch noch lange nicht mißhandeln.



Mit Stacheldraht will er sein Eigentum gegen das Eindringen Unbefugter schützen. „Auf meinem Grund und Boden habe nur ich zu bestimmen“, sagt er sich dabei. Aber die gesetzlichen Bestimmungen gestatten das Anbringen von Stacheldraht innerhalb der Großstadt nur über einer Höhe von 2,20 m. Das Eigentumsrecht wird durch Rechte anderer eingegrenzt.



Er zeigt ihm, wer hier der Herr und Eigentümer ist. Aber zum Glück für den Hund schließt die Tatsache, daß er seinem Herrn gehört, nicht ein, daß er ihn mißhandeln darf. Das Tierschutzgesetz verbietet die Mißhandlung von Tieren, und der Zuwiderhandelnde wird bestraft. So ist die Eigenmächtigkeit des Besitzers vom Gesetz beschnitten.



Hier tut jemand was rein, trotzdem macht er sich strafbar. Der Besitzer hat weiter nichts getan, als seinen Automaten nachgefüllt. Aber er tut es zu einer verbotenen Zeit. Nachts und sonntags darf die Nachfüllung nicht erfolgen. Und die gesetzlichen Ladenschlußzeiten müssen auch beachtet werden. Besitz und Eigentum sind mit Verpflichtungen verbunden.

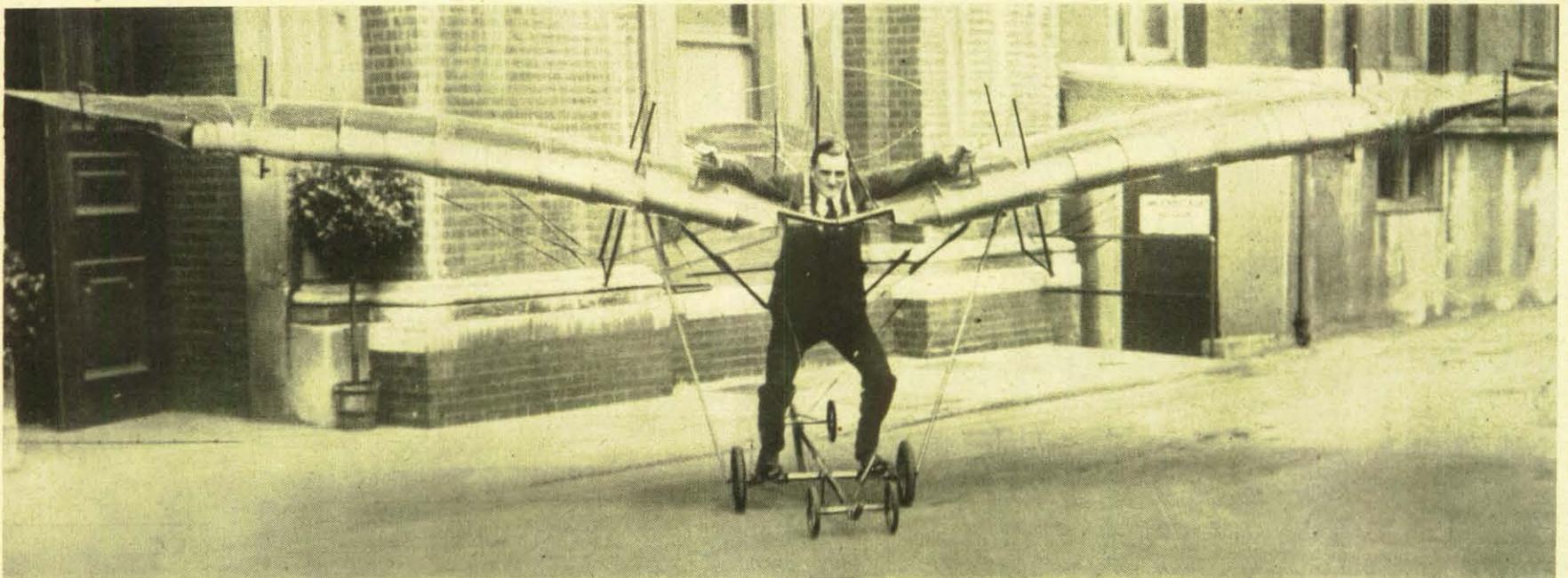


So geht das nicht, wenn auch Herr Meyer Eigentümer des Hauses ist, an dem er „bauliche Veränderungen“ vornimmt. Er wollte einen ihm nicht genehmen Mieter vergraulen und machte durch Herausnehmen der Türen und Fenster die Wohnung unbewohnbar. Der Mieter klagte, und vor Gericht wurde Herr Meyer darüber belehrt: Eigentum ist kein Freibrief.

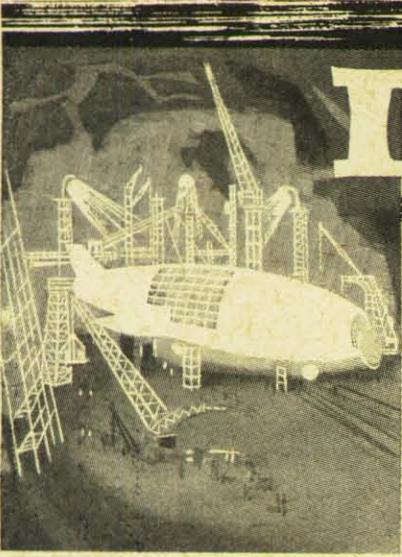


Eigentümer eines Gewehres sein, ist eine verantwortungsvolle Sache. Zwar gehört dieses Jagdgewehr Renates Vater, und auch das Haus gehört ihm. Daß Renate in einem unbewachten Augenblick an der Flinte herumspielt, bringt Vati in Druck. Waffen müssen unter Verschluss und gegen Zugriff Unbefugter geschützt aufbewahrt werden.

Aus dem Raritätenkabinett der Fliegerei



Auf den Spuren des Ikaros bewegte sich der fliegende Mensch von 1920. Es war der Engländer Dixon. Die Flügel seines Flugapparates wurden durch Treten betätigt, was die Beinmuskeln jedoch sehr schnell ermüden ließ. Es gelang Dixon, eine Geschwindigkeit von 32 km zu erreichen. Die Flügel wurden durch Treten betätigt, was die Beinmuskeln jedoch sehr schnell ermüden ließ.



DER TAG NULL

Ein Reportage-Roman aus der Welt von morgen • Von Claus Eigk

Alle Rechte by: Gebr. Weiss-Verlag • Berlin

8. Fortsetzung

Die Anstrengung und Hitze hatten alle erhitzt und in Schweiß gebracht, so daß das kühle Bad beim Überschwimmen sehr erfrischend wirkte. Das war auch nötig, denn die dauernde Nervenanspannung, die Hitze des Tages und die körperlichen Leistungen ließen bei allen Beteiligten Ermüdungserscheinungen auftreten. Von den Krokodilen nahm man in übermütigem Leichtsinne an, daß sie ja auch einmal schlafen müßten.

Sie kamen auch schnell und unbehelligt hinüber, wobei Mundus die India, die nicht schwimmen konnte, mit hinübernahm.

Als man die Lichtung mit dem Ballon erreichte, war es noch nicht ganz ein Uhr. Mundus nahm sofort Funkverbindung mit seinem Haupttrupp auf und hörte, daß er unmittelbar vor dem Start stand. Man sei imstande, einen Feuerschein zu erkennen, der über dem von Ramirez beschriebenen Flugziel lag. Mundus befahl, sofort alles abzubauen und nach San Juan zurückzukehren. Den Alkalden sollten sie mitnehmen und den Indio Diaz, wenn möglich, verhaften. Dann sollten sie unverzüglich den Rückmarsch nach Panama antreten, wo ein Trupp auf den anderen zu warten hatte.

Eine weitere Viertelstunde später wurde der Ballon bestiegen. Seine Tragfähigkeit war zwar durch die Gewichte der beiden hinzugekommenen Personen bedroht, was aber zum Teil durch das Zurücklassen nun überflüssiger Ausrüstungsgegenstände ausgeglichen wurde.

Bald schwebte er auf und flog in mäßiger Höhe über dem Walddach dahin. Er hielt ungefähr die Richtung des Flusses ein und kam daher in der Nähe der brennenden Geheimstadt vorüber.

Es war ein schaurig-großartiges Bild, das sich ihnen aus mäßiger Höhe beim Vorbeifliegen bot. Obgleich man mit Tatkraft und wohl auch Erfolg gegen das Feuer vorging, hatte der Brand doch einen beträchtlichen Umfang angenommen. Das Walddach von Ypsilon wurde von innen her erleuchtet, so daß Mundus nun den wahren Umfang der Geheimstadt abzuschätzen vermochte. Sie war imponierend groß, doch kleiner als das Niflheim am Südpol.

Auch der Hangar brannte und schien völlig zerstört zu sein. Im Schein des Feuers hätte man eine Maschine auf dem Rollfeld erkennen müssen. Aber nichts war zu sehen.

Immer noch suchte man von Ypsilon aus den Himmel mit Scheinwerfern ab, die auf den Plattformen der Pyramidenstümpfe montiert waren. Offenbar dachte man nur an Flugzeuge und würde sicherlich auch Horchgeräte in Betrieb haben. Die Lichtkegel der Scheinwerfer lagen infolgedessen alle viel zu hoch. Kein Mensch kam auf die Idee, die Höhe des Walddaches abzuleuchten, in der Mundus und seine Begleiter ungefährdet dahinflogen.

Bald aber lag auch Ypsilon weit hinter ihnen. Die Lichtpunkte der Brände

Nach abenteuerreichem Fluge sind — einige Zeit nachdem die Erde einen Zusammenstoß mit einem Kometen erlitten hat — die beiden amerikanischen Zeitungsreporter Mabel Morena und Douglas Norman in Niflheim gelandet, einer Stätte in der Eiswüste am Südpol, die Birger Mundus mit Hilfe der modernsten Technik in eine fruchtbare Oase umgewandelt hat. Hier hat er das Weltraumschiff erbaut, in dem er mit einer auserlesenen Mannschaft eines Tages zum Flug auf den Mond gestartet ist. Doch sein Gegner Borries, ein Mann von großem Ehrgeiz, aber niedrigem Charakter, hatte mit List und Gewalttaten seinen Handlanger Tex Leuwenhout in Niflheim eingeschmuggelt, der unbemerkt vor dem Start eine Höllenmaschine im Weltraumschiff untergebracht hatte. Sie zwang das Raumschiff, auf halbem Wege wieder zur Erde zurückzukehren. Mundus macht sich, bevor er einen zweiten Start unternimmt, in die Wildnis von Guatemala auf, wo sein Gegner Borries sich verschanzt hat, um seinerseits dort nach gestohlenen Plänen ein Weltraumschiff zu konstruieren. Unter riesigen Anstrengungen glückt es Birger Mundus, mit einer Schar Getreuer in die „Geheimstadt Ypsilon“ — die Festung von Borries — einzudringen und mit Hilfe eines Indianermädchens Borries aufzustöbern und ihn gefangenzusetzen. Auf dieser Vergeltungsexpedition sollte man überraschend auf eine alte Bekannte treffen, die hinterlistige Frau eines Mannes, den Birger Mundus schon vor Jahren als Vertrauensmann in Guatemala ausgesucht hatte. Aber trotz aller Hindernisse: man hatte Erfolg gehabt. Nun konnte man die zweite Fahrt zum Mond vorbereiten.

wurden immer schwächer, und als der Morgen heraufkam, hatten sie das Gebiet des Zauberwaldes schon hinter sich und flogen mit gutem Wind das mexikanische Hochland an.

In der Nähe von Mexico City gingen sie herunter und landeten auf dem Besitztum eines der mexikanischen Vertrauensleute Birger Mundus', der bereits durch Funk verständigt war. Er hatte einige zuverlässige Männer an der Hand, mit deren Hilfe der Ballon sofort entleert und auseinandergenommen wurde. Er hielt auch eine zweimotorige Verkehrsmaschine bereit, mit der sie noch im Laufe desselben Tages die Stadt Panama erreichen wollten.

Jetzt mußte man sich auch von der kleinen India trennen, die zu dem Erfolg des Angriffes auf Ypsilon viel beigetragen hatte. Unter dem Eindruck der Erlebnisse der letzten Stunden, insbesondere des Fluges mit dem Ballon, hatte sie kaum ein Wort gesprochen und schien nun in der Angst zu leben, daß man ihr das kostbare Geld noch wegnehmen könne. Erst der herzliche Abschied, den Mundus von ihr nahm, gab ihr das Vertrauen zu ihrem unfaßbaren Glück zurück. Der Agent übernahm es, sie schnell und sicher in ihr Heimatdörfchen zu bringen.

Noch am Abend desselben Tages erreichten sie ohne Zwischenfall die Stadt Panama. Hier mußten sie noch volle vier Tage warten, ehe ihr Haupttrupp

ebenfalls ankam. Der umständliche Weg von San Juan nach Guatemala hatte trotz größter Eile und Aufgabe jeglicher Tarnung diese Zeit gekostet. Damit war das schwierige Unternehmen zu Ende, bei dem man Tote und Verwundete erwartet hatte, und ohne eine Schramme davongekommen war. Mabel Morenas Bericht über ihre Entführung und Gefangenschaft war eher amüsant als ärgerlich.

Leuwenhout war mit der ausgezeichneten Maschine erst dann nach Ypsilon geflogen, als er sich überzeugt hatte, daß die zu spät gestarteten Verfolger endgültig abgeschüttelt waren. Der häßliche Gangsterchef von Borries hatte sie zwar plump, aber auf seine Weise sehr zuvorkommend behandelt. Ein etwas gewaltsamer Versuch, sich ihr nach der Landung auf dem Flugplatz von Ypsilon zu nähern, war von ihr mit Beißen beantwortet worden, was Leuwenhout allseitig schadenfrohes Gelächter eingetragen hatte.

Viktor Borries hatte sie sehr höflich empfangen, ausgezeichnet bewirtet, aber sehr schnell durchblicken lassen, daß er sich von ihr alle möglichen Informationen über das Niflheim erhoffte. Da Leuwenhout ja selbst ungefähr soviel wie sie wissen mußte, hatte sie bereitwilligst Schilderungen der Oase am Südpol gegeben, war aber in ihrer Darstellung bewußt oberflächlich geblieben, so daß ihre Aussagen bestenfalls dasselbe brachten, was

ganz bestimmt Leuwenhout schon bekannt war.

Aber Borries wollte mehr wissen. Da er ein schöner Mann war und sich zweifellos zeit seines Lebens auf seine Wirkung auf Frauen verlassen hatte, versuchte er auch bei Mabel, mit der üblichen Routine vorzugehen. Aber das Stelldichein zu zweit, das er ihr gab, wurde auf drastische Weise gestört. Frau Carmencita Borries schien keinen Sinn dafür zu haben. Vielleicht war ihr Mabel auch zu hübsch. Jedenfalls sprengte sie dieses traute Alleinsein auf höchst temperamentvolle Weise. Es kam zu einer ziemlich turbulenten Familienszene, in der die schöne Carmencita gegen ihren Mann und Mabel, und Mabel gegen beide Stellung nahm. Der Erfolg dieser Szene, in der es Ohrfeigen nach allen Richtungen setzte, wo Kissen und Porzellane flogen, war die Gefangenschaft der Amerikanerin, aus der Mundus sie dann herausholte.

Auch der Alcalde Ramirez und seine Frau waren mit nach Panama gebracht worden. Nicht aber der Indio Diaz, der tatsächlich entkommen war.

Mit einer Flut von Worten fiel die Frau von Ramirez über Mundus her und beteuerte ihre Unschuld am Entkommen des gefährlichen Diaz. Das einzige, was Mundus aus den vielen Worten und Schwüren bei allen Heiligen der Christenheit heraushörte, war, daß zweifellos sie ganz allein sein Entkommen ermöglicht hatte, wenngleich auch nur aus Dummheit, nicht aus Absicht.

Das war immerhin wichtig, denn wenn sie böswillig gewesen wäre, hätte Mundus sie niemals auf dem Rückflug zum Südpol mitgenommen, der am nächsten Tage in mehreren Stratosphärenmaschinen vor sich gehen sollte.

So verurteilte er sie nur zu einem gründlichen Bad mit recht viel Seife.

Expedition Tibesti

Für die Astronomie als Wissenschaft ist in der Volksmeinung der Sterngucker am Fernrohr zu einem symbolischen Begriff geworden. Dabei ist die visuelle Methode, also die unmittelbare Fernrohrbeobachtung, in ihrer Bedeutung weit zurückgetreten hinter weniger bekannten, indirekten Ermittlungsverfahren. Die analytische Auswertung des von den Sternen ausgestrahlten Lichtes und die Ausnutzung der lichtsammelnden Kraft hochempfindlicher Filme ist in vielen Fällen wichtiger geworden als die Erkenntnis, die das Auge vermittelt. Auch die Fünf- und Siebenmeterspiegel, wie sie jetzt an einigen Stellen im Gebrauch sind, dienen in erster Linie photographischen Zwecken.

Trotzdem kann man — namentlich bei der Mond- und Planetenbeobachtung — der Beobachtungsmethode nicht entraten. Leider ist den Vergrößerungsmöglichkeiten auch modernster Instrumente durch die Lufthülle der Erde eine natürliche Grenze gesetzt. Je stärker ein Fernrohr vergrößert, desto mehr vergrößert es auch die Unruhe der Atmosphäre. Das kann sich, namentlich in luftfeuchten Gegenden, so stark auswirken, daß die anvisierten Objekte ganz unscharf werden und die Beobachtung wertlos machen. Aus diesem Grunde wurden Sternwarten schon von jeher möglichst hoch in lufttrockenen Gebieten angelegt. Eins der hierfür günstigsten Gebiete der



Eibrecht packte den Häuptling, faßte mit einem Judogriff den schwerbewaffneten Arm, worauf das Schwert im Bogen zur Erde flog. Er hielt den Mann gepackt, drehte dessen Arm auf den Rücken und preßte ihm mit der freien Hand seine Pistole in den Nacken.

ganzen Erde ist dabei noch nicht berücksichtigt worden, das Hochland von Tibesti.

Es erfüllt diese Voraussetzungen aufs glücklichste. Es liegt im Herzen eines der größten Wüstengebiete der Erde, der Sahara. Die Luft ist im Umkreis von Hunderten von Kilometern überaus trocken. Wolkenbildungen sind selten, geschweige denn Regen-



Der und das „Fern-Laster“

fälle. Außerdem hat es Berge und Hochebenen, die bis 3000 Meter hoch in den Himmel ragen, also noch besser als Arizona, Peru und Kalifornien geeignet sind, günstige Beobachtungsverhältnisse zu schaffen.

Schuld an der bisherigen Vernachlässigung ist die unzugängliche Entlegenheit und Unwirtlichkeit des Gebietes. Auch heute noch fährt die Saharabahn nur durch das Gebiet der natürlichen und künstlichen Oasen, das weit abliegt von den einsam ragenden Basalt- und Granitwänden des Tibestihochlandes. Die Autostraßen von Algier, Oran und Tunis gehen weit westlich, die von Tripolis, Bengasi und Kairo ebenso weit östlich daran vorbei. Tibesti ist wirtschaftlich ohne Bedeutung. Bis zur Weltstaaten-Organisation unserer Zeit gehörte es auf französischen Atlanten zu Frankreich und auf italienischen zu Italien. In Wirklichkeit gehörte es von jeher ausschließlich den Tibbu, einer kriegerischen und wilden Bevölkerung, die, wenn es sich irgendwie machen ließ, jeden Forschungsreisenden tötete und sich dadurch Ruhe vor fremdem Einfluß verschaffte.

So ist es bis zur Stunde geblieben. Der Weltverkehr läßt Tibesti in Ruhe, und Tibesti tut, als ob es allein auf der Welt sei.

Gewissermaßen wiederentdeckt wurde es nun von Dr. Kibitzki, dem Astrophysiker des Niflheims, der auf der Suche nach einem geeigneten Beobachtungsgelände war.



„Entschuldigen Sie... ich konnte mich leider nicht mehr umziehen.“

Nach der Vergeltungsexpedition gegen Viktor Borries, die so überraschend verlaufen war, stand nach wie vor ein Flug zum Mond im Brennpunkt des allgemeinen Interesses. Das großartige Funktionieren des Probefluges ermutigte zu einer schnellen Wiederholung, die gleich nach der Rückkehr aus Ypsilon planmäßig in Angriff genommen werden sollte und infolge der völlig fertigen Vorbereitungen auch auf den

frühest möglichen Termin festgesetzt wurde. Hier war nun Dr. Kibitzki auf den Gedanken gekommen, die Landung und den beabsichtigten Marsch auf den Mond vom Fernrohr aus beobachten zu wollen. Noch gab es auf der ganzen Welt kein Instrument, das fähig gewesen wäre, einen Gegenstand von der Größe eines Menschen auf dem Monde erkennbar zu machen. Aber es genügte ja, wenn sie entlang der Wegrouten, die sie zurücklegen wollten, Rauchsignale abgeben würden, deren Qualmpilze gut sichtbar sein mußten.

Dieser in einer Sitzung im Turmhaus vorgebrachte Vorschlag fand ungeteilten Beifall. Vom Niflheim aus konnte man nicht beobachten. Einmal schon nicht, weil die Wasserdampfhülle ja undurchsichtig war, und zweitens, weil es die Pollage und äußerst ungenügende Witterung sowie verminderte Witterung hindern würden. Statt dessen wollte man versuchen, mit dem Niflheim vom Mond aus eine Funkverbindung aufzunehmen, die mit einigem Glück möglich sein mußte, zumal die irdische Atmosphäre in einem bestimmten Kurzwellenbereich durchlässig ist.

Mit der ihm eigenen Großzügigkeit gestattete Mundus seinen Astronomen, sich ein günstiges Gebiet auszusuchen, und Kibitzki bezeichnetermaßen ohne langes Überlegen das Hochland von Tibesti als am besten dafür geeignet.

Entschlußfreudig wie immer beauftragte Mundus sofort Frank Eigbrecht, eine Flugexpedition dorthin vorzubereiten. So etwas ging bei Eigbrecht schnell. Er galt als Spezialist für Expe-

wiederum 20 Stunden brauchte, um die Entfernung Erde—Mond zurückzulegen. Die zur Verfügung stehende Zeit war so aufeinander abgestimmt, daß die Expedition „Tibesti“ Zeit genug hatte, sich einen günstigen Lagerplatz zu suchen, sich einzurichten, das Fernrohr zu montieren und zum Zeitpunkt der Landung auf dem Monde mit allen Vorbereitungen fertig zu sein.

Es geschah diese Vorbereitungen etwas eiliger, als man es nötig gehabt hätte. Aber der Zufall wollte es, daß in wenigen Tagen eine völlige Mondfinsternis bevorstand. Dieses Ereignis, das auf dem Monde von ungeheurer Eindrucksstärke sein mußte, wollten sich die Weltraumfahrer nicht entgehen lassen. Gewiß eignete sich so etwas wohl wieder einmal, aber warum sollte man die Feste nicht feiern, wie sie fallen!

Frank Eigbrecht war jedenfalls mit seiner Expedition pünktlich fertig, und nach herzlichem Abschied von ihren „Mondkontrahenten“ starteten seine Maschinen.

Der Flug mit den zwar nicht hypermodern schnellen, aber ungemein zuverlässigen Maschinen ging glatt vonstatten. Nach der vorausgerechneten Flugzeit hatten sie die afrikanische Küste in der Gegend von Kamerun erreicht. Das regenreiche Urwaldland in seiner wolkenverhangenen Unsichtbarkeit blieb schnell unter ihnen zurück. Die trockene Steppe im nördlichen Kamerun brachte dann wieder klare Sicht und ließ die Wüste ahnen, der sie entgegenflogen. Kurz streiften sie die kärglichen Reste des ehemals so

vier Mann fliegendes Personal getragen hatte.

Als erstes wurde ein kurzer Funkbericht an das Niflheim durchgegeben. Sie erfuhren auf dem gleichen Wege, daß Birger Mundus kurz vor dem Start stehe. Dann brachte es die natürliche Ordnung einer solchen Expedition mit sich, daß sich sämtliche Teilnehmer um den Führer, Frank Eigbrecht, kurz



„112. Stock — Sauerstoffmaske anlegen!“

versammelt. Wenngleich auch seine Befehlsgewalt begrenzt war, wußten doch alle, daß er für das Gelingen in erster Linie die Verantwortung trug, und man tat alles, in diese nicht ganz leichte Aufgabe in jeder Hinsicht zu erleichtern.

„Ich denke, Kameraden, heute wird nichts mehr gemacht“, begann er kurz. „Der Flug vom Südpol bis hierher reicht uns zunächst einmal. Außerdem dürfte es in spätestens einer Stunde Lichtapparatur fertig und ein schönes Lagerfeuer, denn die Nächte sind hier kalt. Morgen früh laden wir die Transportmaschine aus und sehen zu, was weiter zu machen ist!“

Nach diesem kurzen, vernünftigen Appell zerstreuten sich alle, und es begann jene emsige Tätigkeit, die mit der Einrichtung eines Nachtlagers in der Wildnis wohl immer verbunden sein wird...

Denn es war echte Wildnis, die sie umgab. Weit und breit war nichts zu erspähen, das auf einen Eingriff von Menschenhand schließen ließ. Man wußte, daß Tibesti selbstverständlich bewohnt sei. Man wußte auch, daß im allgemeinen mit diesen Bewohnern nicht gut Kirschen essen war, hoffte aber doch, innerhalb der vorgesehenen drei Tage Aufenthalt mit etwas Glück unbehelligt zu bleiben. Der Landeplatz jedenfalls war großartig gewählt. Die weite Hochebene wurde von Berggipfeln eingerahmt, die durchweg die Zweitausendmetergrenze weit überschritten und in ihrer nackten,



„Der Wetterbericht sagt für den Abend Schneefall voraus!“

granitene und basaltene Körperlichkeit den schrägen Strahlen der untergehenden Sonne Gelegenheit zu wundervollem Farbspiel boten. Manche Felswände flammten förmlich im Widerschein des Abendlichtes.

Noch wichtiger aber war die freie Sicht nach allen Seiten. Der Mond — es war beinahe Vollmond — stand so klar und in so günstiger Höhe am Him-

Flug bei offener Tür

Für Tapferkeit und großes fliegerisches Können verlieh Königin Elisabeth das Ehrenkreuz der britischen Luftwaffe dem Piloten Colin Graham. Nur diesem umsichtigen Leutnant hat es General Sir Gerald Templar, Chef des Empire-Generalstabs, zu verdanken, daß er noch am Leben ist. Bei einem Inspektionsflug über dem Nahen Osten im Juli 1956 rettete Graham ihn mit einem waghalsigen Landemanöver vor Absturz und Tod.

Zusammen mit anderen hohen britischen Offizieren verlor er in einer „Hadis“ über dem bergigen Land bei Ankara, als in 3000 m Höhe plötzlich die Tür der Maschine aufzog. Dadurch wurde der Luftstrom abgelenkt, er floß nicht mehr richtig über das Höhensteuer, das Flugzeug fiel um 300 Meter. Die Insassen wurden durcheinandergewirbelt. Es bestand die Gefahr, daß die Tür jeden Augenblick das Höhensteuer ganz zerstört. Die Piloten mußten die Absturz bedenklich.

Einer der Fliegeroffiziere wurde damit beauftragt, sich den Schaden anzusehen. Von einem Kameraden an den Füßen gehalten, hing er sich hinaus. Der Flugwind raubte ihm fast die Sinne. Er konnte nichts weiter raten als schleunige Landung. Leutnant Graham entschloß sich, auf dem von Bergen umringten kleinen Landstreifen Maltaya niederzugehen. Mit dem behinderten Höhensteuer war das eine unerhörte schwierige Aufgabe. Aber der Pilot schaffte es. Als die Maschine über den Boden rollte, riß die Tür aus ihren Angeln. Wäre das auch nur etwas früher geschehen, hätte es keine Rettung mehr für die Insassen gegeben.

ditionen und hatte auch den Feldzug gegen Viktor Borries in einer Weise organisiert, die einfach nichts mehr zu wünschen übriggelassen hatte.

Eigbrecht war ein hochgewachsener, breitschultriger Mann von sehr angenehmem Äußeren. Er war Mitte der Dreißigerjahre und hatte ein scharfgeschnittenes, kantiges Sportgesicht. Seine großen blauen Augen waren fast immer zusammengekniffen und von den Lidern halb verdeckt, eine Angewohnheit, wie man sie häufig bei Seeleuten findet, die dadurch ihre Augen gegen Wind und Sonne schützen. Im Umgang war er nicht gerade sehr gewandt. Er war häufig mürrisch und seine Ausdrucksweise gelegentlich auch recht brummig. Man konnte den Eindruck haben, daß er sich ständig über etwas ärgerte. Seine Tüchtigkeit aber stand außer Zweifel. Kibitzki setzte sich mit ihm in Verbindung, und vier Tage später standen zwei vollbepackte sechsmotorige Maschinen zum Start nach Tibesti bereit. Ein 90-Zentimeter-Spiegelfernrohr mit modernster Optik war der wichtigste Gegenstand der gesamten Ausrüstung.

Beteiligt an der Expedition waren außerdem Frank Eigbrecht und Dr. Kibitzki die für beide Flugzeuge nötigen je vier Mann fliegendes Personals und zwei Spezialmonteure für das Fernrohr. Der Abflug sollte dreißig Minuten vor dem Start des Raumschiffes erfolgen, das

großen, tschad-seeversandeten Tschad-Sees, dann rollte die gelbbraune Wüste unter ihnen ab, und am Horizont tauchten die mächtigen, ziemlich übergangslos aus dem Wüstenboden aufsteigenden Schroffen und Berge des Tibesti-Hochlandes auf.

Wie große Vögel kreisten die beiden Maschinen. Von Tibesti gab es noch keine Landkarte, die auch nur halbwegs zuverlässig war. Daher konnte ein Landeplatz auch nicht vorausbestimmt, sondern sorgfältig erst gesucht werden. Da man von der bedeutenden Flughöhe herunter einen sehr weiten Überblick hatte, fiel das aber nicht allzu schwer. Eine steppenartige Hochebene inmitten eines steil nach zwei Seiten abfallenden Massivs schien geeignet zu sein, da sie ein natürliches Rollfeld von immerhin zwei Kilometern Länge bot.

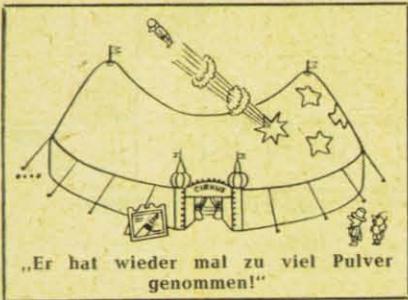
Also schwebte die erste Maschine ein, setzte ohne Schwierigkeiten auf und rollte gemächlich aus. Ebenso mühelos landete die zweite. Beide standen dann so dicht nebeneinander, daß die Spitzen ihrer Tragflächen einander nahezu berührten.

Lebhaft und laut, voll naiver Freude darüber, das Ziel des weiten Fluges über die halbe Erdkugel erreicht zu haben, stiegen alle aus. In der ersten Maschine waren acht Personen geflogen, während die zweite, als ausgesprochene Transportmaschine, nur die

mel, daß es ungemein verlockend war, ihn zu beobachten.

Die Expedition war ausgezeichnet mit allem versorgt, was einen kurzfristigen Aufenthalt fern jeglicher Zivilisation angenehm machen konnte. Die geräumigen Flugzeuge waren schier unerschöpflich in der Hergabe von Zelten, Decken, Lampen und Stühlen, Kochgeräten, Konserven aller Art, Obst, Schokolade und Leckerbissen. Bier und Limonaden waren ebenso da wie milde Weine und Trinkwasser. Medikamentenkisten standen neben modernen Waffen und Tauschartikeln für die Eingeborenen. Es fehlte einfach nichts, und man spürte, daß ein Fachmann bei der Ausrüstung am Werk gewesen war.

Auch das nun entfachte Lagerfeuer bestand nicht aus brennenden und qualmenden Holzscheiten oder gar Gestrüpp und Kameldung, sondern aus einem dreibeinig aufgehängten Drahtkorb, der bis zum Rande mit einem Gemisch aus besonders präparierter Holzkohle und Anthrazit gefüllt war.



Er hing im Wind, der über die Hochebene ging, und gab wie eine kleine Sonne enorme Hitze ab, die noch meterweit entfernt zum behaglichen Lager einlud. Das erforderliche Licht spendeten zwei an den Flugzeugen montierte, mäßig hell eingestellte Scheinwerfer, die das Lagerleben ausgiebig beleuchteten.

Jeder aß, was er wollte. Dann hielt es Eigbrecht noch einmal für angebracht, über ihre Aufgaben und Pläne für die nächsten Tage zu sprechen.

Über die Arbeitsteilung war man sich schnell einig. Praktisch sollte jeder am Aufstellen des Spiegelfernrohres mithelfen, da die zur Verfügung stehende Zeit zwar ausreichend schien,

Das große Echo

In Bayern zählt zu den Urlaubsspäßen das kleine Echo. Der Bürgermeister von Wesel ist dort eine gefragte Persönlichkeit. Man führte einen Münchner zu einem Doppelecho.

„Wenn Sie von dieser Stelle laut ‚Herr Huber!‘ rufen, kommt das Echo von zwei Seiten zurück.“

Dem Münchner imponierte das gar nicht. „Von zwei Seiten nur?“ sagte er, „wenn ich in München im Treppenhaus einer großen Behörde laut ‚Herr Huber!‘ rufe, kommt aus allen Türen und von allen Etagen der Ruf zurück: ‚Welcher Herr Huber?‘“

Ganz nach Wunsch

In einem Hotel am Zürichsee fand ich auf einem Tisch eine amüsante Karte. In einer flotten Strichzeichnung war ein junges Mädchen zu sehen, das, die Beine übereinandergeschlagen, zurückgelehnt an einem Tisch saß und aus einer langen Spitze eine Zigarette rauchte.

Darunter stand in gestochener zarter Schrift: „Wenn Sie die liebe Angewohnheit haben, die Asche Ihrer Zigarette in Kaffeetassen oder Untertassen abzustreifen, verständigen Sie bitte die Saaltochter, der es ein Vergnügen sein wird, Ihnen den Kaffee in einem Aschenbecher zu servieren.“

Grillenfängerei

In einem kleinen Gasthof zwischen Wiesen nahm ich Quartier. Der Wirt spielte Geige. Ich wußte es nicht. Er übte eine Polka am Fenster. Ich dachte —

Nach einer halben Stunde kam ich ärgerlich in die Wirtsstube.

„Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Ihr Mann Geige spielt?“ fragte ich die Wirtin.

„Warum hätte ich es Ihnen sagen sollen?“ Ich, zornig:

„Weil ich dann nicht eine halbe Stunde im Gras nach einer zirpenden Grille gesucht hätte.“

aber der Erfahrung nach mit irgendwelchen Zwischenfällen gerechnet werden mußte.

„Ich glaube nämlich nicht“, meinte Eigbrecht, „daß uns die Eingeborenen so ganz in Ruhe lassen werden. Anflug und Landung sind zwar schnell erfolgt, aber wir mußten einige Male kreisen und sind bestimmt von Hirten oder auch von den Bewohnern ganzer Ortschaften beobachtet worden. Daß wir bisher noch keine Menschenseele zu Gesicht bekommen haben, schließt nicht aus, daß man uns in diesem Augenblick schon durch Späher beobachtet. Leider gelten ja die Tibbu-Resschade, die hier leben und herrschen, als wild und räuberisch. Wir wollen trotzdem versuchen, mit ihnen möglichst im Guten auszukommen. Es wäre schön, wenn wir eine Anzahl von ihnen als Träger einstellen könnten. Die Ebene liegt zwar schon hoch, aber ich möchte gern noch höher in die Berge hinauf und könnte weitere kräftige Hände gut brauchen. Nach der hier geltenden Zeit startet unser Birger Mundus heute abend 11 Uhr. Wenn alles gut geht, kann er den Mond in zwanzig Stunden, also abends um 7 Uhr, erreicht haben. Er will sich dort zwei irdische Tage und Nächte aufhalten, um die Mondfinsternis dort drüben zu erleben, die es übermorgen nacht gibt. Wir müssen also bis morgen abend das Fernrohr montiert haben und dürfen dann keine Sekunde mehr von unseren Instrumenten weichen. Das ist in Wirklichkeit anstrengender, als es klingt. Ich empfehle daher, sofort in die Zelte zu gehen, um noch eine ausgiebige Mütze voll Schlaf zu nehmen. Leider werden wir auf Wachtposten nicht verzichten können. Die erste Wache übernimmt am besten —“

Er kam nicht mehr dazu, diesen Satz zu Ende zu sprechen, denn wie auf ein Signal hin wurde es im weiten Umkreis des Lagers lebendig. Ein markerschütterndes, wildes Geschrei erhob sich, und eine Anzahl in wehenden Gewänder gehüllte Gestalten stürzte wie eine Woge aus dem Dunkel über sie her. Es mochten hundert und noch mehr sein, die wie Ameisen das Lager überschwebten und nun eine brüllende, waffenstarrende Mauer um die Weißen bildeten. Es war ein großartig geglückter Überfall.

Nach der ersten Schrecksekunde griffen die Überrumpelten blitzartig zu ihren Waffen. Aber es waren nur Revolver, die sie in ihren Kleidungsstücken bei sich führten. Die größeren Waffen, wie Maschinenpistolen und Maschinengewehre, befanden sich noch in den Flugzeugen.

Es war ein äußerst kritischer Augenblick. Zwar verfügten die angreifenden Tibbu größtenteils nur über Speere, Wurfeisen und Flinten älteren Kalibers; aber bei ihrer Überzahl hätte das völlig genügt, um die kleine Schar mühelos niederzumetzeln. Sie hielten aber inne und machten Platz für ihren Anführer, der jetzt auf die Weißen am Lagerfeuer trat.

Während die anderen instinktiv sitzenblieben und keine Erregung mer-



ken ließen, war Frank Eigbrecht völlig ruhig aufgestanden.

Er sagte halblaut: „Wir haben sanft geschlafen, meine Herren. Es steht eins zu null für die Eingeborenen. Pistolen entschleunigen, aber nicht merken lassen! Beim ersten Anzeichen von Gewalt Feuer nach allen Seiten!“

Er selbst hatte die rechte Hand in der Tasche seiner Lederjacke und umklammerte den Abzug der dort verborgenen Pistole. Sich ohne Widerstand abschlagen zu lassen, kam gar nicht in Frage. Er blickte ruhig dem Tibbu-Häuptling entgegen.

Dieser war ein großer, hagerer Mann. Die langen Gewänder schlotterten ihm um die Glieder. Sein Gesicht war — wie es zum Schutz gegen die Sandstürme hier landsüblich ist — durch einen Gesichtsschleier, den Litham, verdeckt. Nur die dunklen Augen waren sichtbar und blitzten drohend den Europäer an. Mit rauher, kehliger Stimme brüllte er ihm aufgeregt etwas entgegen, das Eigbrecht nicht verstand.

Er wandte sich daher an einen der Flieger, der als Dolmetsch mitgenommen war. Er hatte früher einmal mehrere Jahre lang in der französischen Fremdenlegion gedient und sprach verschiedene Saharadialekte.

„Verstehst du, was er sagt, Bergmann?“

Der angeredete Flieger erhob sich nun gleichfalls, steckte mit möglichst gleichgültiger Miene die schußfertige Pistole in die rechte Tasche seiner Fliegerkombi und erwiderte: „Der wilde Rede kurzer Sinn: Er will wissen, was wir hier suchen!“

Eigbrecht grübelte. „Wenn wir ihm die Wahrheit sagen, versteht er sie doch nicht. Also antworte mit einer Zwecklüge. Er ist Mohammedaner. Sage ihm, wir hätten erfahren, daß ein neuer Prophet vom Himmel steigen soll, und wollten feststellen, ob das stimmt!“

Bergmann dolmetschte mit viel Zeichen und wenig Worten. Man schien ihn aber gut zu verstehen; denn ein erstauntes Murmeln lief durch die Schar der wilden Gestalten. Dann hatte der Häuptling eine weitere Frage.

„Woher wir das wissen?“ übersetzte Bergmann.

„Verdammt, ist das ein Bürokrat! Sage ihm, daß es mir ein berühmter Koran-Ausleger in Marrakesch verraten hat!“

Wieder wandte sich Bergmann an die Tibbu und machte ihnen Eigbrechts Worte klar.

„Scheint zu klappen!“ berichtete er dann nach einer Weile. „Sie haben's erst einmal gefressen! Zunächst sind wir sicher!“

„Frage, ob wir Leute als Träger haben können!“

Wieder erfolgte ein kauderwelsches Hin und Her, dann erklärte Bergmann: „Darüber kann er nicht entscheiden. Land und Leute gehören Bisra Kolo-

komi, dem großen Zauberer. Auch unser Leben hängt von dem Willen dieses Heiligen ab!“

Eigbrecht lächelte ingrimig.

„Das wäre nicht schlimm, wenn dieser Heilige tatsächlich ein Heiliger wäre. Ich fürchte nur, er ist ein gerissener Gauner, dem wir nicht über den Weg trauen können. Aber ich muß ihn sprechen. Je eher, desto besser. Sag das!“

Bergmann dolmetschte, und der kriegerische Tibbu schien mit ihm einig zu werden.

„Er meint, das ließe sich machen. Wir sollten alle ohne Waffen in ihr Dorf zu Bisra Kolo-komi kommen. Dort wird man dann entscheiden, was mit uns zu geschehen habe!“

Das war eine gänzlich unannehmbare Bedingung. Gingen sie darauf ein, hätte man ihnen das bestimmt als Schwäche ausgelegt, das Lager in ihrer Abwesenheit geplündert und sie selbst zumindest in qualvoller Gefangenschaft gehalten, wenn nicht sogar kurzerhand ermordet. Doch Eigbrecht war ein Mann, der wußte, daß hier nur gute Haltung und sicheres Auftreten helfen konnten.

„Der alte Dreh! Sage diesem verrückten Tibbu, daß er keine Idioten vor sich hat. Ich bin bereit, Bisra Kolo-komi morgen oder auch heute noch hier zu empfangen, ihn zu bewirten und reich zu beschenken. Auch dieser Häuptling soll seinen Hals vollkriegen, wenn er wiederkommt. Auf etwas anderes lassen wir uns nicht ein!“

„Du hast vollkommen recht!“ erwiderte Bergmann. Er kannte die Verhältnisse in der Sahara und die mordlustige Habgier ihrer Bewohner. „Wir dürfen uns auf keinen Fall schwach zeigen. Macht die Waffen schußfertig, Boys, es kann gleich losgehen!“

Dann erst wandte er sich an den Häuptling und dolmetschte.



Der temperamentvolle Halbwilde geriet nun fast aus dem Häuschen. Er hatte ein scharfes, breites Schwert in der Hand, trat zwei weitere Schritte auf Eigbrecht zu und fuchtelte wütend mit der Waffe in der Luft herum.

„Er ist der Ansicht, dann fließt Blut!“ übersetzte Bergmann.

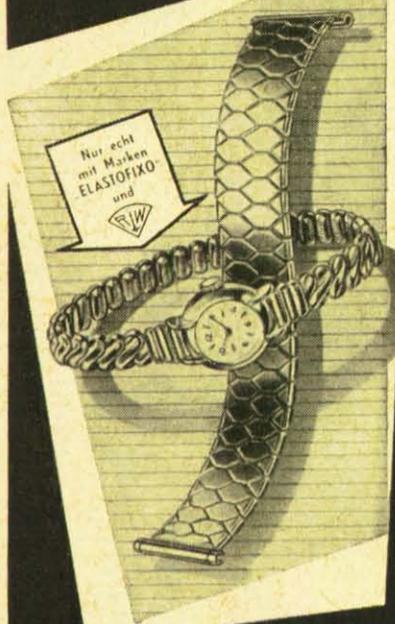
„Da kann er recht haben, nur nicht unseres! Jungens, liegenbleiben und die Knarren raus!“

Während sich alle auf diesen Befehl hin der Mauer aus Menschenleibern zudrehten und die Pistolen zogen, war Eigbrecht auf den Häuptling zugetreten, faßte mit einem Judogriff den schwebbewaffneten Arm, worauf das Schwert im Bogen zur Erde flog. Er hielt den Mann gepackt, drehte dessen Arm auf den Rücken und preßte ihm mit der freien Hand die Pistole in den Nacken.

Sofort hatte sich ringsum ein wütendes Geheul erhoben. Zwar waren sämtliche Waffen auf die Weißen gerichtet, aber deren drohende, entschlossene Haltung genügte, um den Ausbruch einer Katastrophe erst einmal zu verzögern. Außerdem konnte jeder erkennen, daß ihr Häuptling unmittelbar gefährdet war. (Fortsetzung folgt)



Für jeden Arm
und jede Uhr



Das

Elastofix

UHRARM BAND
dehnbar · verschleißlos
bewährt und unerreichbar
von



Erhältlich in „Goldanker“-Walzgold-
Doublee, Edelstahl und in 14 Kt. Gold
in allen guten Fachgeschäften.

SILBENRÄTSEL

a — a — al — burg — ca — de —
dent — di — ech — ei — en — er — ga —
gen — gno — gra — hal — hy — in —
ka — ka — kam — kol — la — land —
lau — le — le — le — li — li — lo —
lob — mi — mis — mus — nach — ni —
nis — on — or — or — pa — per — phie —
ra — sau — se — se — stak — su — ta —
tät — te — ten — ter — tho — to —
val — vi — wal — zinth.

Aus diesen Silben sind 17 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den obersten Grundsatz der republikanischen Rechtsprechung Roms ergeben. (ch am Ende=1 Buchstabe.)

1. Kleiderausschnitt, 2. Metallbindung, 3. Mittelgebirgslandschaft in Westfalen, 4. Ruhmeshalle bei Regensburg, 5. Gefüge, 6. Edelstein, 7. italienischer Opernkomponist, 8. Krankheitserkennung, 9. luxemburgische Stadt an der Sauer, 10. sagenhafte assyrische Königin, 11. Lebenskraft, 12. Rechtschreibung, 13. Fabrik- und Hafenstadt an der Elbe, 14. einzeln stehender Glockenturm in Italien, 15. Selbstbeweihräucherung, 16. musikalischer Begriff, 17. höherer protestantischer Geistlicher.



Der gute Opa

Zeitgemäßes Spielzeug

Eine „Radar-Zentrale für Zivile Verteidigung“ wurde auf der diesjährigen New Yorker Spielzeugmesse ausgestellt. Die Idee zu diesem fortschrittlichen Spielzeug stammt von einem Spielzeugfabrikanten aus Milwaukee. Es lenkt Miniaturflugzeuge fern, hat eine rotierende Radar-Antenne, gibt Alarm, sendet verschlüsselte Meldungen, blinkt grünes Licht für ein verbündetes Flugzeug, rotes Licht für feindliche Maschinen. Eine Batterie hält das Ganze in Betrieb.

Resignation

Plötzlich stoppte der alte Küstendampfer. Ein aufgeregter Passagier stürzte zum Kapitän.

„Warum halten wir denn?“
Der Käptn zuckte mit den Schultern „Zu starker Nebel. Kann nichts mehr sehen.“

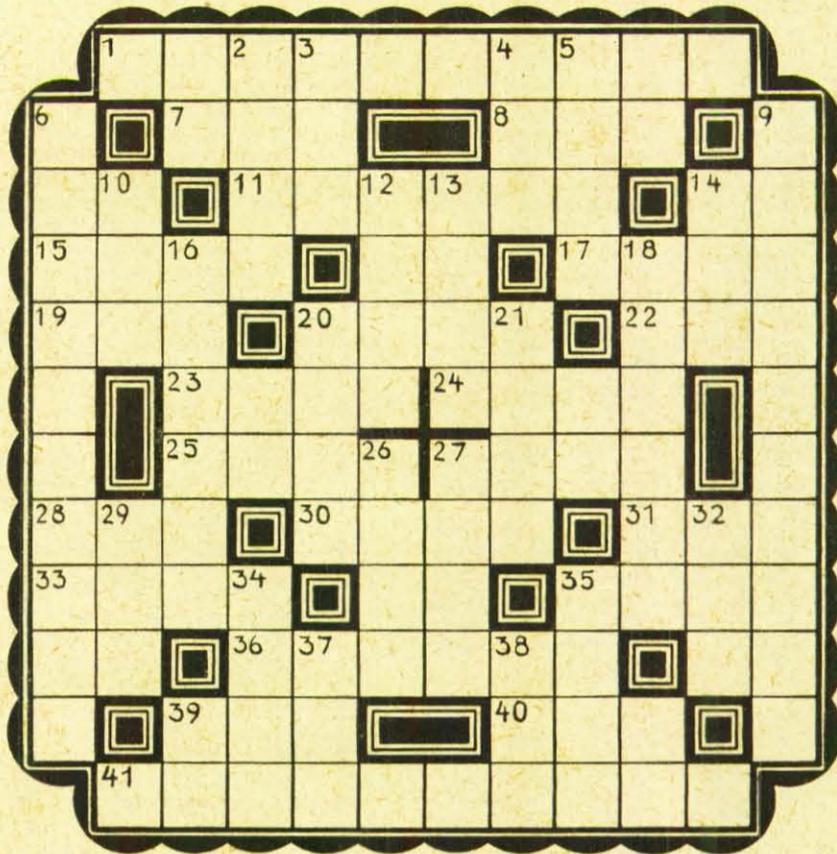
„Aber ich sehe doch die Sterne am Himmel“, wandte der Passagier ein.

„Tjtschä“, meinte der Käptn, „dascha richtig. Aber wenn nicht der Kessel explodiert, kommen wir da ja man nicht hin.“



Das Kind im Mann

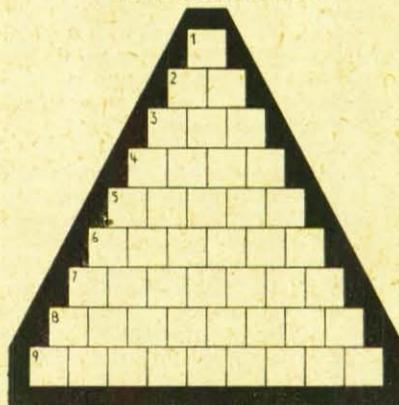
KREUZWORTRÄTSEL



Waagrecht: 7. Märchengestalt, 8. Industrie- und Hauptstadt von Baschkirien (Sowjetrußland), 11. Teil des Zaumzeuges, 15. heimliches Gericht, 17. männlicher Vorname, 19. Getränk, 20. Verwandte, 22. siamesische Münze, 23. Richtschnur, 24. Haushaltsplan, 25. giftige Waldpflanze, 27. Sinnesorgan, 28. Gehölz, 30. männlicher wie auch weiblicher Vorname (Kurzform), 31. Bergrücken in Braunschweig, 33. deutscher Sportflieger (†), 35. gabelförmiges Ende der Gaffel (Segelträger), 36. eine der Ionischen Inseln, 39. Frau Jakobs im A.T., 40. Kurzname für die Vereinten Nationen.

Senkrecht: 2. Festivität, 3. Küstenfluß in Katalonien, 4. tschechischer Reformator, 5. Gewässerrand, 10. Windschatten, 12. holländische Stadt, 13. Sinnesorgan, 14. Südtiroler Stadt an der Etsch, 16. Gewürzständer, 18. eisenbahntechnischer Begriff, 20. Nahrungsmittel, 21. Behältnis, 26. biblischer Urvater, 27. weiblicher Vorname, 29. weiblicher Vorname, 32. Zeitabschnitt, 34. meteorologischer Begriff, 35. leichtes Sportboot, 37. Handlung, 38. Haustier. Die Waagerechten 1 und 41 sowie die Senkrechten 6 und 9 ergeben das gleiche Wort, das in seiner Bedeutung allen nicht oft genug eingepreßt werden kann.

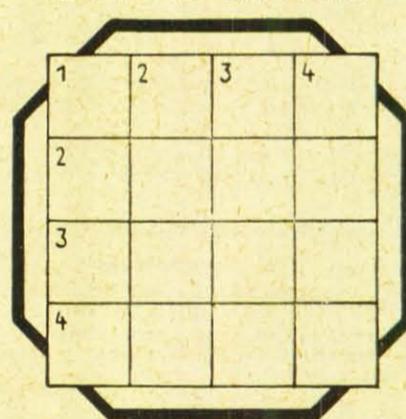
PYRAMIDENRÄTSEL



In die Waagerechten sind Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen, die jeweils aus den umgestellten Buchstaben des vorhergehenden Wortes unter Hinzunahme eines neuen Buchstabens entstehen:

1. Vokal, 2. Tierprodukt, 3. norwegischer Dichter, 4. Hohlhering, 5. südamerikanischer Staat, 6. Landwirtschaftsgerät, 7. deutscher Liederkomponist, 8. durchsichtiges Gewebe, 9. Handwerker.

MAGIE IM QUADRAT



a a a a a a, b b, e, k, n n, o, r r r

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, vorwärts und rückwärts gelesen, waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Nebenfluß der Donau — bädische Hochfläche, 2. Zeitalter — Fläche, 3. giftige Waldpflanze — Drama von Ibsen, 4. Sitzmöbelstück — deutscher Liederkomponist.

Rätsellösungen aus Nr. 2

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Antrag, 4. Remise, 9. Rab, 11. Sur, 12. Emir, 14. wie, 16. Trug, 18. einst, 21. Rohr, 23. Thèa, 26. Adele, 29. Orlow, 30. DP, 31. Erzberg, 32. wo. — Senkrecht: 1. Ase, 2. Triere, 3. rar, 5. es, 6. Mut, 7. irreal, 8. eng, 10. ein, 13. ME, 14. wir, 15. est, 17. Uz, 18. eher, 19. Thor, 20. tad, 22. Ole, 24. Erg, 25. two, 27. DP, 28. Ob. — Wer opfert, besitzt Werte.

Rosettenrätsel: 1. Reede, 2. Ebene, 3. Cella, 4. Hacke, 5. Tulpe, 6. Ernte, 7. Ratte, 8. Mulde,

9. Achse, 10. Narbe, 11. Niere, 12. Halle, 13. Irene, 14. Loewe, 15. Fiume, 16. Tanne, 17. Wunde, 18. Orgie, 19. Erbse, 20. Riese, 21. Kohle, 22. Armees, 23. Norne, 24. Nelke. — Rechter Mann hilft, wo er kann.

Silbenrätsel: 1. Diakonisse, 2. Einstedelet, 3. Rezitation, 4. Labyrinth, 5. Unterlage, 6. Fennandel, 7. Tartüff, 8. Serviette, 9. Carpenter, 10. Halali, 11. Unterwalden, 12. Tannenberg, 13. Zitadelle, 14. Igelhoff, 15. Septuagesima, 16. Telemach, 17. Dekorateur. — Der Luifschutz ist dein Helfer in Gefahr.

ZB Illustrierte Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41, Ruf 21361. Chefredaktion: Fried. Walter D i n g e r. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Dora B i e r. Redaktion: Köln, Hansaahaus am Friesenplatz, Telefon 57194. Vertriebsleitung: Eck h a r d Gudowius. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theaterstraße 8, Telefon-Sammelnummer 2 86 86, Telegramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhardt Kräher. Z. Z. ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstr. 4. Preis ffrs. 45.- einschließlich Zustellgebühr. in Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26. Preis S 2.80 in Österreich. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich. Einzelpreis 40 Pf. Jahresabonnement 10.40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

Eine Bitte

an unsere

Leser:

Schenken Sie den
Inserenten
dieser Zeitschrift
Ihr Vertrauen
und beziehen Sie
sich bei Ihren
Anfragen und
Einkäufen auf die



Jährlich 70 000 Sklaven!

Fortsetzung von Seite 3

In den folgenden Tagen habe ich Zeit, mir diese „Neue Blume“ etwas näher zu besehen. Modernste Zivilisation und geradezu prähistorische Primitivität wechseln sich kraß miteinander ab. Die modernen Autostraßen im Zentrum der Stadt haben sogar Verkehrsampeln. Staubige Seitenwege führen zu halberfallenen Hütten hinter schneeweißen Verwaltungspalästen.

Athiopien ist in der glücklichen Lage, natürliche Grenzen zu haben, die so leicht keiner durchdringt: den Urwald. Außerdem herrscht an solchen Stellen, die leicht überschritten werden können, scharfe Grenzkontrolle. So obenhin merkt man nichts von der Leibeigenschaft. Aber sie ist einfach da, sie gehört zum Lande; denn sie ist soziologisch bedingt. Die Kinder der Leibeigenen werden es auch und deren Kinder ebenfalls. Wie hoch die Zahl der Sklaven ist, weiß kein Mensch. Offiziell zählt sie Abessinien zu den knapp 15 Millionen Einwohnern hinzu. Es mögen vielleicht zwei bis drei Millionen sein.

Da die Bevölkerung von Amhara rund um den Tanasee nicht arbeitet, die übrigen Abessinier aber zum Handel noch nicht reif sind, haben sich zwangsläufig all die Orientalen dort niedergelassen, denen Handel Lebensbedürfnis ist. Sie sind intelligenter als die 95% analphabetischen Äthiopianer — und sie sind fast ausnahmslos Mohammedaner. Sie alle sehen in dem völlig selbständigen Herrscher Erythräas, dem Scheich Mohammed Mussa Radai, den oppositionellen Kopf in Abessinien. Und Mohammed Mussa Radai kümmert sich herzlich wenig um solche abessinischen Gesetze, die ihm nicht zusagen. Sei es nun aus seiner religiösen Einstellung gegenüber den „Ungläubigen“ heraus oder aus anderen Gründen.

Quer durch das Land der Amharen

Unsere Fahrt nach Chartum ist beschlossene Sache. Mr. Douglas hat einen kräftigen, geländegängigen Wagen, der in diesem Lande mehr wert ist als eine Stromlinienlimousine. Er wird mit allem Notwendigen ausgerüstet. Es kommt mir vor, als ob wir uns auf eine Expedition begeben. Für mich ist es das ja wohl auch. Groß- und kleinkalibrige Schußwaffen, gute Ferngläser, Kofferradio, Fotoapparate, Zelt, Wasserbehälter, Dauerverpflegung und viel Treibstoff bilden unser Hauptgepäck. Dazu kommen Mr. Douglas' beide Neger — keine Sklaven wohlwollend —, die sich bald als unentbehrliche Helfer erweisen.

Die Autostraße ist nicht sonderlich gepflegt. Immerhin, es geht ganz gut vorwärts. Unbeschreiblich ist der Staub. Jetzt lerne ich Land und Leute etwas näher kennen.

Zwangsläufig kommen wir wieder auf das Thema Sklavenhandel zu sprechen. Ich bin wirklich neugierig, da Näheres zu erfahren.

„Warum sind es ausgerechnet die Ureinwohner dieses Erdteils, die seit Jahrhunderten von allen anderen Menschen wie Vieh behandelt werden?“ überlege ich.

Mr. Douglas versucht, eine Antwort zu finden. „Es mag an ihrer Primitivität liegen. Jedenfalls sehe ich darin den Hauptgrund. Sie erleben ja so etwas mitten in der modernsten Stadt der Welt, in Harlem, dem Negerviertel von New York. Dort verschachern reiche und intelligente Neger auch rücksichtslos ihre eigenen Rassegenossen. Na, und der Mädchenhandel...? Blüht der nicht in der ganzen Welt heute mehr denn je...“

„Gewiß. Aber das alles sind doch im Grunde verbrecherische Auswüchse, die bekämpft werden. Nach dem, was ich aber bisher in Abessinien gesehen habe, wird doch offensichtlich die Sklaverei hier nicht bekämpft, sondern eher geduldet.“

„Sagen Sie ruhig gefördert — von Staats wegen. Wer soll denn in einem völlig unabhängigen Lande, wie Abessinien eins darstellt, den Sklavenhandel bekämpfen? Man kann lediglich die Einfuhr von außen, also dem britischen Territorium aus, verhindern. Und das ist eben in einem solchen Lande sehr, sehr schwer.“

Einen großen Anteil an der Sklaverei haben übrigens die Mohammedaner. Nach ihren Gesetzen ist die Sklaverei heute noch nichts Schändliches. Sie blüht drüben in Arabien mindestens ebenso wie hier. Völlig unabhängig von Abessinien treiben die Beduinen heute noch Sklavenhandel mit Saudi-Arabien. Ja, sie umgehen mit ihren Sklavenkarawanen das Land des Negus sogar geflissentlich — nicht, weil sie fürchten müssen, wegen Sklavenhandels belangt zu werden, sondern weil ihnen die reichen Abessinier die Sklaven abjagen. In Saudi-Arabien erzielen sie aber bedeutend höhere Preise. Die Franzosen verhalten sich gleichgültig gegen den Sklavenhandel. Nur die Engländer bekämpfen ihn mit allen Mitteln.“

„Und der Wasserweg? Schließlich müssen die Sklaven doch übers Rote Meer geschafft werden?“

„Kein Problem. Die 300 km werden meist im offenen Fellachenboot zurückgelegt. Angenehmer ist natürlich der kurze Sprung unten bei Jemen, aber da müssen die Sklavenhändler mit ihrer Ware eben durch Abessinien, und das vermeiden sie aus den erwähnten Gründen gern. Drüben am arabischen Ufer stehen dann schon die arabischen Sklavenhändler, um ihre ‚Ware‘ in Empfang zu nehmen. Das Rote Meer ist meist ruhig. Es gehört zu den Meeren, das den wenigsten Sturm kennt, so daß selbst kleinste Boote mit einem alten Fetzen als Segel gefahrlos überkreuzen können.“

Der Sklavenmarkt von Bir Natrun

Die Reise bis Chartum hat eine ganze Woche gedauert. Auch in Chartum gedenken wir nicht lange zu bleiben. Diese Stadt mitten im Anglo-Ägyptischen Sudan ist ein ausgesprochener Handelsplatz. Hier fließen der „Weiße“ und der „Blaue Nil“ zusammen — der Nil, Lebensstrom, Pulsader des ganzen östlichen Afrikas von Uganda bis zum Mittelmeer.

Chartum ist eine Doppelstadt; der am Westufer des Nils liegende Teil heißt Omdurman. Seine Bevölkerung ist ein buntes Gemisch aller Rassen und Völkerstämme, die rund um das Mittelmeer leben. Die britischen Behörden ermöglichen den Anschluß an Weiße. Mr. Douglas ist hier gut bekannt, und wir verleben einige nette Tage. Doch er kennt auch mohammedanische Handelsleute. Die Mohammedaner bilden hier überhaupt einen beachtlichen Prozentsatz der Bevölkerung. Im ganzen nördlichen Teil Afrikas sind sie als die Handelsleute das Salz der Bevölkerung.

Abd el Krim, ein alter Beduine, ist einer der Geschäftspartner von Mr. Douglas. „Er ist einer der größten Sklavenhändler Nordafrikas. Die englischen Behörden wissen das auch ganz genau. Aber noch niemals ist es jemandem gelungen, ihn zu überführen. Der Mann ist auch für uns unbezahlbar mit seinen Verbindungen nach Saudi-Arabien hinüber, das ist unser Land mit dem ‚Eisernen Vorhang‘“, erzählt mein Begleiter lächelnd. „Vielleicht ist das auch ein gewisser Grund dafür, daß man ein Auge zudrückt. Man muß nun mal im Umgang mit solchen Leuten gewisse Konzessionen machen. Wenn Sie mir versprechen, bei unserer Rückkehr nach Chartum zu schweigen, bringe ich Sie mit dem Alten zusammen.“

Natürlich verspreche ich. Diese Bekanntschaft interessiert mich brennend.

Wieder sitzen wir in unserem häßlichen, dafür aber kräftigen, sehr zweckmäßigen und vor allem zuverlässigen Wagen und rollen gen Nordwesten in die Wüste hinein.

Unser Ziel ist die Oase Bir Natrun. Die Fahrt ist unendlich eintönig. Wir brauchen zwei Tage, an denen wir vom frühen Morgengrauen bis zum Dunkelwerden uns am Steuer abwechseln. Einer allein kann solch eine Parforcefahrt gar nicht durchführen.

„Bir Natrun ist einer der Sklavenmärkte von Nordafrika. Wir werden dort Abd el Krim treffen und Zuschauer sein, wie er eine Sklavenkara-

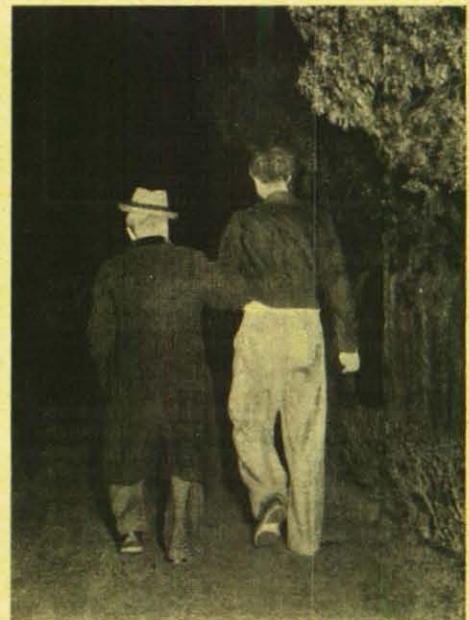
Fortsetzung Seite 21

Ein Blutstropfen sagt aus

Alter Volksglaube schreibt dem Blute Zeugenkraft in Mordfällen zu: es beginne das Blut eines Ermordeten zu fließen, wenn der Mörder an die Leiche trete. Die moderne Wissenschaft hat es verstanden, das Blut ebenfalls zu Aussagen zu bewegen, wenn auch auf einem weit komplizierteren Wege. Vor dem Blute verjährt nichts: die neuen serologischen Verfahren können auch den Ursprung schon eingetrockneten Blutes eindeutig aufklären und haben schon manchen komplizierten Mordfall aufklären helfen.



Der Junge sah nur die Scheine, nicht die Fotos, die der rührselige alte Mann an seinem Tisch ihm zeigen wollte. Der Alte, ein vereinsamter, 69jähriger Tapezierermeister aus Freiburg i. Br., hatte sein Alleinsein bei einem Gläschen Wein vergessen wollen. Am Nebentisch saß ein bekümmert junger Mann. Der Alte hielt ihn für einen Leidensgenossen, lud ihn an seinen Tisch ein und zog die Brieftasche vor, um dem Jungen Fotos aus vergangenen Zeiten zu zeigen.



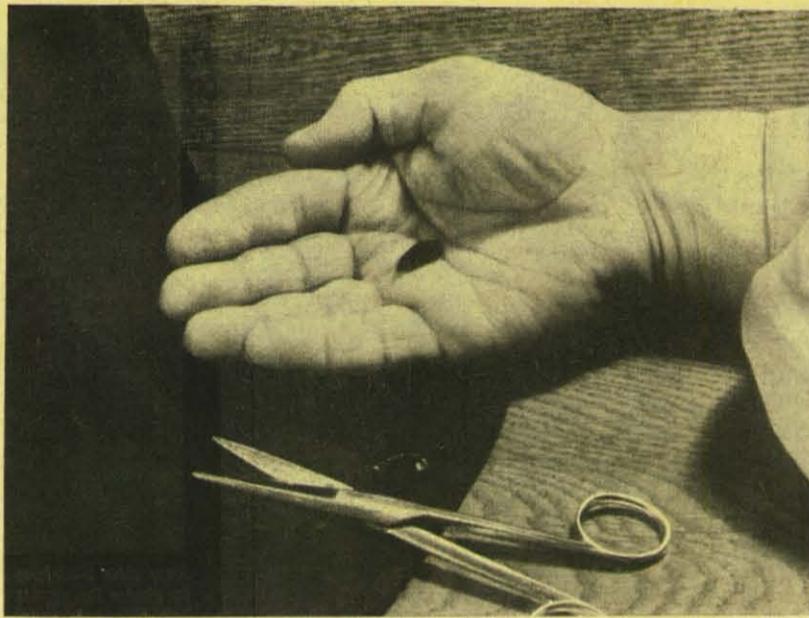
Ein Heimweg zu zweit schien dem alten Mann sicherer, als allein durchs Dunkel heimzutappen. Einige „Viertel“ hatten ihn vertrauensselig gemacht. Was tat es unter dem Schutze eines kräftigen Begleiters schon, daß der nicht den direkten Weg nahm, sondern noch einen Abstecker durch eine Parkanlage machte! Dem Jungen wollten die Banknotenbündel nicht aus dem Kopf, die er bei dem Alten gesehen hatte.



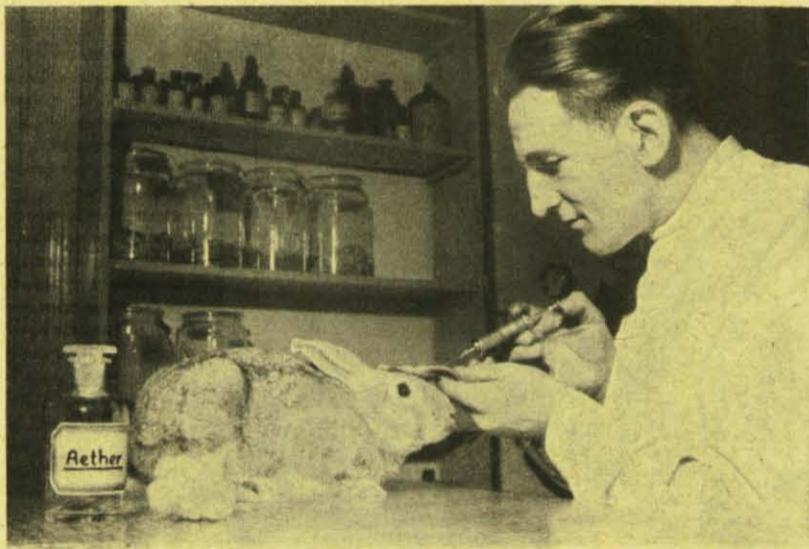
Allmählich kehrte die Erinnerung wieder. So war es: der Junge schlug plötzlich auf den Alten ein, bis er bewußtlos zusammenbrach, nahm dann die Brieftasche des alten Mannes an sich und überließ ihn seinem Schicksal. Die Beute war groß — sie betrug 600,— DM. Der alte Mann hatte diesen Betrag zu sich gesteckt, um am Abend noch eine größere Rechnung zu begleichen. Da er aber in der betreffenden Firma niemanden mehr angetroffen hatte, war er mit seiner wohlgefüllten Brieftasche ins Wirtshaus gegangen. Und dort hatte er die verhängnisvolle Begegnung mit dem jungen Strolch gehabt. Der hatte sofort seine „Chance“ gesehen, der Anblick der Geldbündel erweckte seine Besitzgier. Der Plan für den Raubüberfall reifte schnell — die Arglosigkeit des Opfers kam seinen dunklen Wünschen sehr begünstigend entgegen.



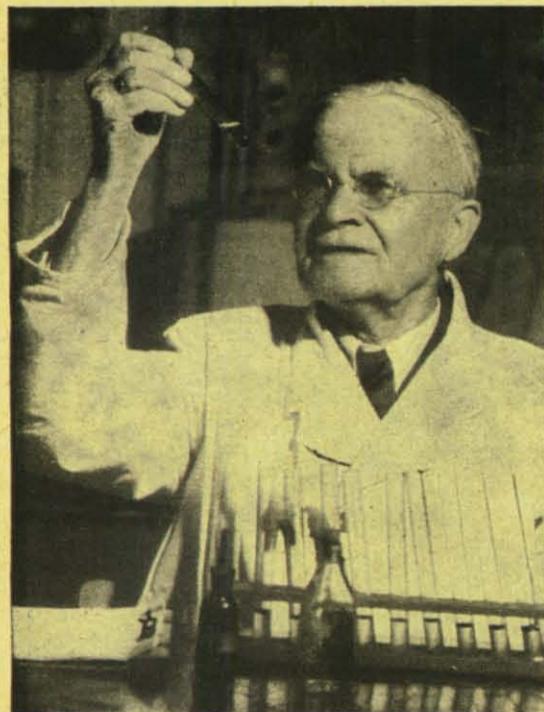
Der Blutleck als Ankläger und Zeuge. Nur lückenhaft hatte der alte Mann seine Aussagen machen können. Dennoch konnte die Polizei den Jungen bald ausfindig und dingfest machen, der eine bewegte Vergangenheit hinter sich hatte. Er leugnete strikte ab, den alten Mann jemals gesehen zu haben. Und der Blutleck an seinem Anzug? „Ach, ich habe gestern einen Hasen abgehäutet und dabei einen Blutspritzer abbekommen.“ Der Junge log — aber der Blutleck log nicht. Die Wahrheit kam heraus.



Es war nicht Hasenblut, wie der junge Mann behauptet hatte, sondern der Fleck stammte von Menschenblut. Und das Märchen vom abgehäuteten Hasen fiel in sich zusammen. Man schnitt ein kleines Stück der blutbefleckten Stelle heraus und unterzog sie den serologischen Prüfungen. Das Blut war eindeutig Menschenblut und gehörte zu der gleichen Blutgruppe wie das Blut des betrogenen Tapezierermeisters.



Der Umweg über das Kaninchen ist eine wichtige Etappe in der Ermittlung, ob es sich um Menschen- oder um Tierblut handelt. Das Verfahren wurde vor nunmehr 50 Jahren von Geheimrat Prof. Dr. Paul Uhlenhuth in Freiburg i. Br. ausgearbeitet. Es beruht auf einem bestimmten Verhalten des Eiweißes im Blut gegenüber dem Eiweiß artfremden oder fremden Blutes. Man spritzt einem Kaninchen wiederholt Menschenblutserum ein und erreicht dadurch, daß sich in ihm ein Antiserum bildet. Kommt dieses mit einer Aufschwemmung von Menschenblut zusammen, so ergibt sich ein Niederschlag durch Eiweißausfällung. Diese zweite Reaktion, die sogenannte Präzipitinreaktion, hat in der modernen Kriminalistik als Beweismittel große Bedeutung gewonnen und gehört heute zum besten Bestand ihrer Untersuchungsmethoden.



Der Mann, der Blut zum Sprechen brachte, Geheimrat Prof. Dr. Uhlenhuth in seinem Freiburger Institut. Der heute 86jährige Gelehrte verkörpert eine große Tradition. Er ist der letzte lebende Schüler Robert Kochs, der viele Schutz- und Heilseren entwickelte. Geheimrat Uhlenhuth widmete sich der Erforschung der Blut- und Serumreaktionen. Heute arbeitet er an dem Nachweis, daß die Linsen der Tieraugen ein biologisch gleichartiges Eiweiß enthalten.



Und das war der Schlußakt des Dramas, in dem der alte Tapezierermeister die Rolle des Übertölpelten spielte. Die große Strafkammer in Freiburg i. Br. verurteilte den Täter zu 4 Jahren Gefängnis und 5 Jahren Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Ein Teil der Untersuchungshaft wurde auf die Strafe angerechnet. Hier hatte nicht die Sonne die Untaten an den Tag gebracht, sondern ein Blutstropfen hatte ausgesagt. Daß wir seine Sprache verstehen, verdanken wir den unermüdeten Forschungsarbeiten der Wissenschaft, die bei weitem lebensnäher arbeitet, als viele Menschen es sich vorstellen. Vieles von dem, was jahrzehntelang theoretisches Wissensgut ist, kann eines Tages auf die Praxis angewendet werden. Das lehren zahlreiche Beispiele aus der Medizin, und das sehen wir auch immer wieder bei der noch jungen Atomwissenschaft. Sie ist ihrer Natur nach zwar hoch theoretisch, aber ihre Ergebnisse gestatten eine heute noch gar nicht absehbare Auswertung für die Umgestaltung unseres täglichen Lebens und leiten eine ganz neue Ära ein. Das gilt besonders für die Heilkunde, Technik, Industrie und die Landwirtschaft.

Jährlich 70000 Sklaven!

Fortsetzung von Seite 20

wane aus der Hand der Sklavenjäger übernimmt.“

„Sklavenjäger“ — ich habe ein merkwürdiges Gefühl bei diesem Wort. Mr. Douglas erzählt weiter:

„Bir Natrun liegt knapp 300 Kilometer westlich der nordafrikanischen Dreiländerecke. Nichts deutet auf ihre Existenz hin, kein Haus, kein Posten, nicht einmal ein Stein. Diese Dreiländerecke, wo das selbständige Libyen und Französisch-Äquatorialafrika an den Anglo-Ägyptischen Sudan grenzen, zeichnet sich lediglich durch den Schnittpunkt dreier mit einem Lineal gezogenen Striche auf der Landkarte aus.

Man hat aber den Vorteil, schnell jeweils in das Land hinüberzuwechseln, aus dem einem keine Gefahr droht. Das sind meist Libyen und das französische Territorium. Die Dreiländerecke liegt am westlichsten Ausläufer des Tibestigebirges, dem Grenzgebiet zwischen Französisch-Äquatorialafrika und Libyen. Das ist das Hauptfanggebiet für die Sklaven. Hier hausen in dem undurchdringlichen Dschungel einer kargen Buschlandschaft primitivste Negerstämme mit niedrigsten Sitten. Vielfach kennen sie kaum die Ehe, Vater aller Stammeskinder ist im wahrsten Sinne des Wortes der Fürst. Inzucht, fürchterlicher Aberglaube, Reste von Kannibalismus und Krankheit haben hier die Negerstämme auf das tiefste Niveau herabgedrückt, das Menschen wohl haben können.

Genau das ist es, was die Sklavenjäger suchen. Sie wie die Sklavenhändler sind meist Beduinen, deren Staatsangehörigkeit völlig ungeklärt ist. Sie sind Araber, Marokkaner, Libyer, Ägypter, je nach Belieben. Ihr Leben spielt sich im Sattel und im Zelt ab. Es besteht aus Handel mit allem demjenigen, was nach der jeweiligen Marktlage gerade Geld bringt. Vor allem mit Dingen, die verboten sind, besonders Rauschgiften verschiedenster Art und — Sklaven. Die bilden überhaupt die Grundlage der Handelsbasis dieser Leute.

Bis in die Jagdgebiete der Sklavenjäger wollen wir uns nicht begeben. Erstens kommen wir mit unserem Wagen gar nicht hin, und zweitens kennen die Sklavenjäger da keinen Pardon. Wer sie bei ihrer ‚Arbeit‘ stört, wird, wenn er ein Schwarzer ist, gleich selber Sklave, oder, wenn er ein Weißer oder ein fremder Mohammedaner ist, rücksichtslos kaltgemacht. Der Umschlagplatz für Sklaven ist auch interessanter für uns und weniger gefährlich.“

„Wie werden denn die Sklaven gefangen, Mr. Douglas?“ erkundigte ich mich.

„Das lassen Sie sich am besten von Abd el Krim erzählen. Der hat da eigene Erfahrungen. Vor Jahrzehnten war er einmal selber Sklavenjäger. Heute handelt er nur noch mit dem ‚Schwarzen Elfenbein‘.“

Die Oase ist herrlich. Von Sklaven keine Spur.

„Die Sklavenkarawanen lagern nie unmittelbar an einer Oase, sondern stets nur in ihrer Nähe“, erläutert Mr. Douglas.

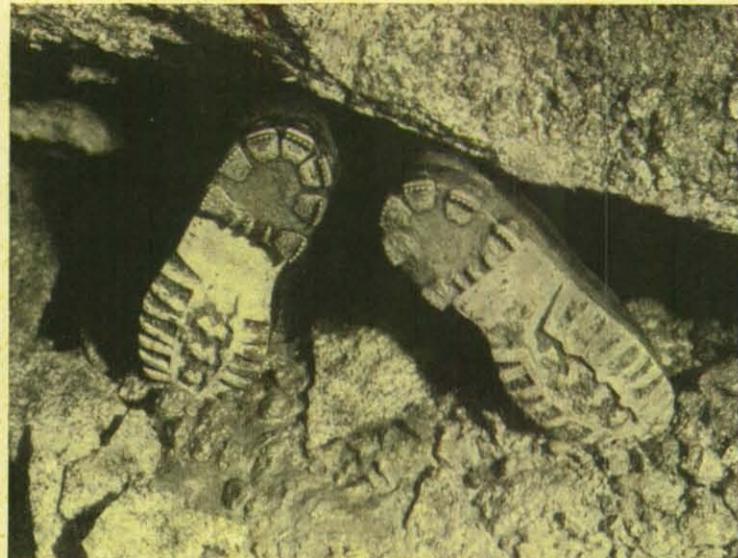
Am Spätnachmittag des dritten Tages trifft ein Mann mit einem unglaublich dreckigen Burnus ein. Er bringt Mr. Douglas eine kurze Nachricht von Abd el Krim. Darauf haben wir gewartet.

Beim Einbruch der Dunkelheit brechen wir mit unserem Wagen auf. Bekanntlich wird es in dieser Gegend schon um 18.00 Uhr dunkel, und dazu vollzieht sich der Übergang vom Tag zur Nacht äußerst schnell. Nach dreistündiger Fahrt — wir haben ungefähr nochmals 75 Kilometer in Richtung Westen zurückgelegt — sehen wir Feuerschein vor uns.

Die Sklavenkarawane! Erstaunlich dieser Betrieb mitten in der einsamsten Wüste. Vor mehreren Zelten, zwischen denen geschäftig schwarze Gestalten hin und her huschen, brennen Feuer. Auch in den Zelten scheint es Licht zu geben. (Fortsetzung folgt)



Von herrlichen Schmuckstücken träumt sie, die man aus diesem Pracht- und Riesenexemplar eines Bergkristalls zaubern könnte. Er ist unveräußerlicher Familienbesitz der Kristallsucher-Familie Indergand, und diesem Stück gilt ihr ganzer Stolz.



Nur die Sohlen sieht man noch — der ganze übrige Mann hat sich in einen Bergspalt hineingezwängt, in dem er einen Bergkristall entdeckt hat. Heutzutage ist der Beruf der „Strahler“, der Kristallsucher, rar geworden. Männer, die heute nach Kristallen suchen, tun das aus Leidenschaft für deren magische Schönheit, der etwas Traumhaftes anhaftet.

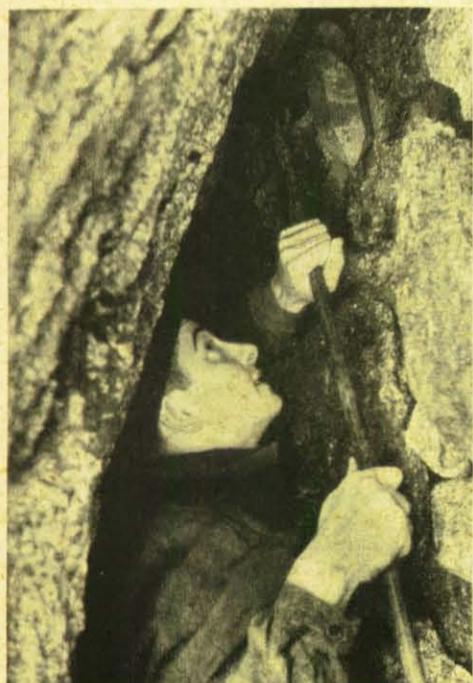
Eine Berufszählung hätte sie rasch beisammen, die letzten Vertreter eines seltsamen Berufes, die „Strahler“. Etwa ein Dutzend Menschen noch geht diesem Beruf nach, und diese wenigen gehören Familien an, in denen er Tradition ist. Weniger poetisch heißen sie Kristallsucher, doch ist der andere Name uralte. Plinius weiß von diesen Strahlern zu berichten, daß sie „sich an Seilen über die Flühe hinabließen, um über der Tiefe schwebend die Strahlen herauszubringen“. „Strahlen“ — das ist der alte Name für Bergkristall, dessen reiner Strahlenglanz die Menschen von jeher faszinierte. Selbst Kaiser erachteten dieses Mineral, ein Geschenk der Berge, nicht zu gering, ihnen zu Schmuckstücken oder Prunkgeräten zu dienen, und Kaiser Nero besaß zwei Trinkschalen aus geschliffenem Kristall. Er war auf diesen Schatz so eifersüchtig, daß er sie beim Herannahen seines Überwinders zertrümmerte, um sicher zu sein, daß nach ihm niemand mehr aus diesen edlen Gefäßen tränke.

Die Männer, die das kostbare Material suchen, nehmen die gleiche Lebensgefahr auf sich wie die kühnen Bergsteiger. Die Kristalle kommen nur im Hochgebirge an schwer zugänglichen Stellen vor. Wer sich heute auf Kristallsuche begibt, tut das in der Hauptsache nicht um des Erwerbes Willen. Das Geschäft ist unlohnend geworden. Nur Reisende, die Kristalle als Reiseandenken kaufen, Schulen und Museen mit ihren Schausammlungen kommen noch als Interessenten in Betracht. Die Männer treibt die gleiche Leidenschaft, die den Edelweißsucher beseelt, und die wenigen Kristallsucher von heute stammen aus alten Strahlerfamilien, von denen die Indergands nun schon in der vierten Generation der Kristallsuche nachgehen. Die schönsten Stücke geben sie auch für viel Geld nicht her — sie bewahren sie als Trophäe ihrer waghalsigen Unternehmung auf.

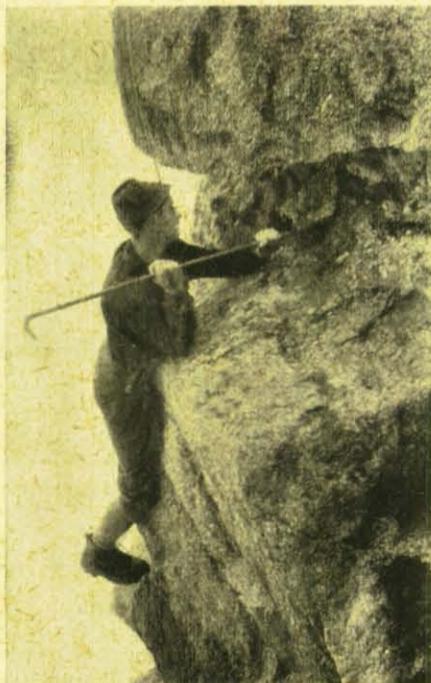
Peter Indergand, dem unser Bericht gilt, ist einer der Vertreter dieses zur Neige gehenden Berufes.

Beruf: Strahler

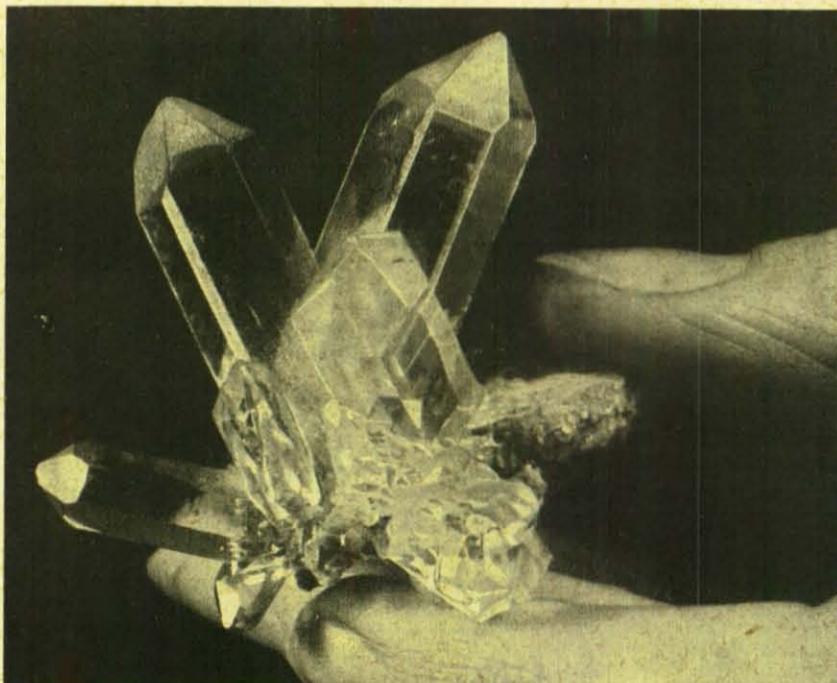
Aber sie strahlen nicht mehr



Ein Prachtstück hat er aufgestöbert. Jetzt ist er bei der mühseligen Arbeit, es aus dem Gestein zu lösen. Gleich ist das schwere Werk geschafft.



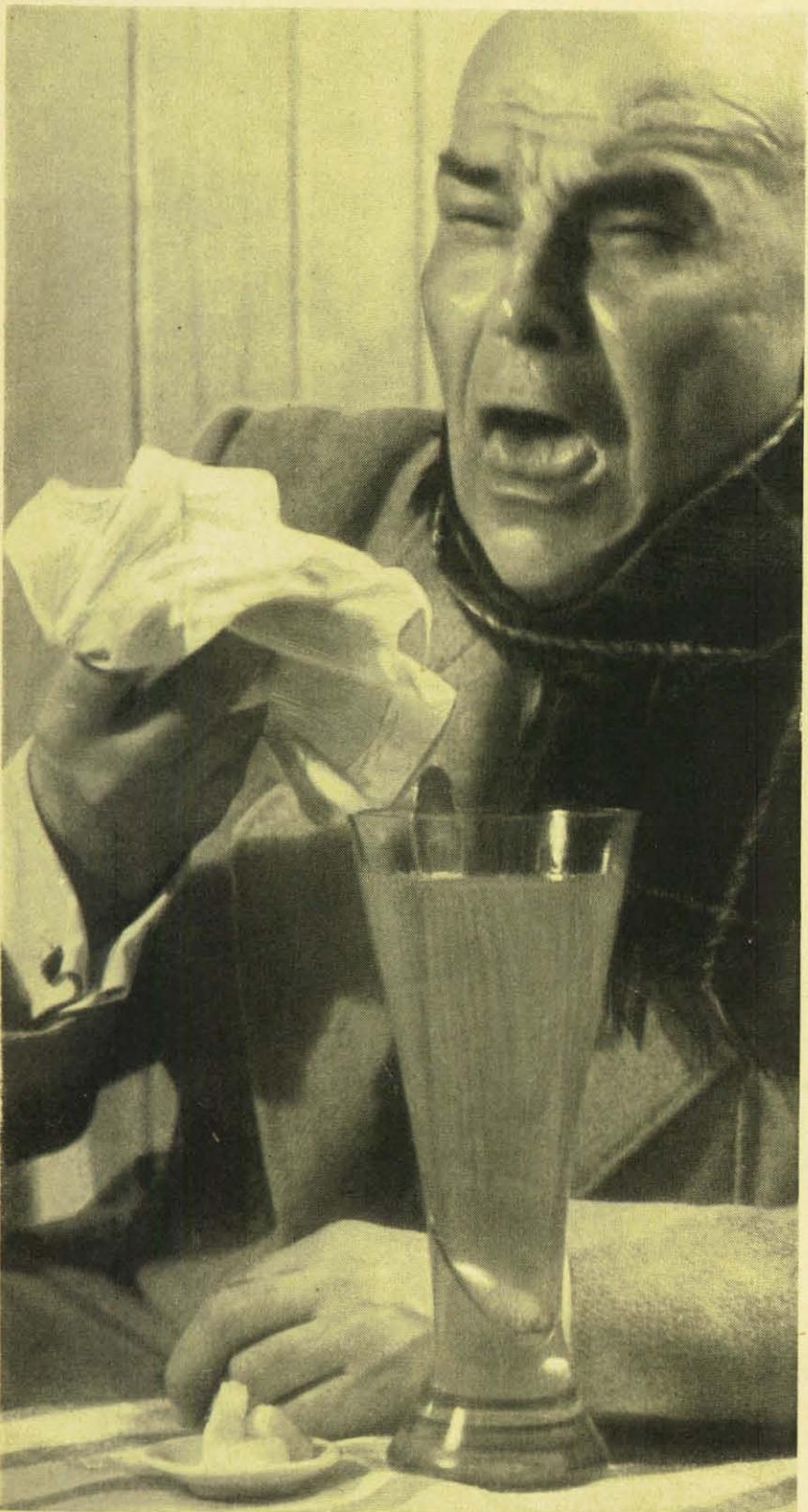
Hurra, ein Quarzband! An Quarzbändern findet man oft kleinere Höhlen mit Kristallbildungen. Sollte Peter dieses Mal Glück haben?



Wie ein Zaubergebilde glänzt diese makellose Kristallgruppe in der Hand ihres Finders — ein Kunstwerk der Natur. Das Glänzen der Kristalle ist von faszinierender Schönheit, die Lust, sie zu suchen, kann zur beherrschenden Leidenschaft werden.



Heißes Freibad im kalten Winter



Noch ist er skeptisch; aber bald ist auch er überzeugt von der guten Wirkung des Thermalbades. Unser Mitarbeiter kam mit einem Riesenschnupfen an, der den alten Mitteln der inneren Erwärmung nicht weichen wollte. Endlich wagte er einen Versuch mit dem warmen Bad mitten in winterlicher Kälte. Er hat seinen Mut nicht bereut: entschnupft verließ er den Ort. Jetzt schwört er auf das moderne Heilverfahren.



Der Ober eingemummt wie ein Eskimo – die Frühstücksgäste aber im Badeanzug. Einer muß sich doch in der Wahl seiner Bekleidung geirrt haben. Nein: beide Teile haben recht. Am Lande herrscht eine handfeste Kälte, die das Pelzwerk notwendig macht. Die Insassen des Wassers jedoch erfreuen sich einer hohen Badetemperatur. Nur die Schneelandschaft erinnert sie daran, daß jetzt der Winter regiert. Gerade dieser Kontrast ist reizvoll und lockt viele Badelustige an.



Nicht Fotomontage, sondern Wirklichkeit ist dieses Nebeneinander von Schneeballschlacht und Thermalbecken. In Füssing kann man sich einen prickelnden Wechsel verschaffen, indem man eine Weile das heiße Wasser genießt und dann Badepausen einlegt, die man mit munteren Schneespielen ausfüllt. Danach sucht man die warmen Fluten mit um so mehr Behagen wieder auf. Dieses märchenhafte Thermalbad ist nicht eine Hollywood-Sensation, sondern liegt in Deutschland.

Sommerliche Badefreuden mitten im Winter zu genießen, ist seit knapp zehn Jahren, seit 1949, in Deutschland möglich. Man braucht sich nur nach der Therme Füssing zu begeben und kann dann den reizvollen und stählenden Wechsel zwischen Heiß und Kalt genießen.

Der Zufall ist der eigentliche Begründer dieses Thermalbades, das in der Nähe von Passau liegt. Als vor dem Kriege der deutsche Raum nach Bodenschätzen abgesucht wurde, machte man im Jahre 1937 südlich von Passau Bohrungen, weil manches für das Vorhandensein von Erdöl sprach. Aber von Erdöl keine Spur. Indes, man hatte sich nicht vergebens bemüht. Bei etwa 930 Meter Tiefe sprudelte plötzlich ein Geysir aus dem Boden. Nun verfüllte man das Bohrloch nicht wieder, wie man es sonst bei Erdöl-Fehlbohrungen zu tun pflegt, sondern versah es mit einem Absperrschieber. Die Quelle blieb sich selbst überlassen, bis die Bewohner eines DP-Lagers, das in ihrer Nähe untergebracht war, mit Zustimmung der Militärregierung das heiße Wasser zum Baden benutzten. Nach Lösung des Verschlusses sprudelte der Geysir empor, und

die Lagerbewohner badeten in primitiven Wannen in dem heißen Wasser.

Nach Auflösung des Lagers ging die Quelle in deutsche Hände über, und die Bayerische Mineral-Industrie AG errichtete um sie herum eine Badeanstalt mit Freibad und Wannenbädern und einfachen kleinen Hotelzimmern. Autobusunternehmer sahen ihre Chance und richteten eine Verbindung mit den beiden nächstgelegenen Bahnstationen Pocking und Tutting ein.

Mit seinen 52 Grad ist der Geysir von Füssing nicht nur eine der heißesten Quellen Deutschlands, sondern durch seinen Kochsalz-Schwefelgehalt auch ausgesprochen heilsam bei Rheumatismus, Hautleiden, Frauenkrankheiten.

Aber der Zustrom von Gesunden im Winter nimmt ständig zu — der Kontrast zwischen dem heißen Wasser und der kalten Luft, das Beieinander von Sommer- und Winterfreuden sind ein verlockendes Ferienziel.

Noch ist die Therme Füssing nicht sehr weit bekannt, aber sie hat alle Aussichten, zu einem stark besuchten Winterbad zu werden.

ZB**Film**

Auf Wiedersehen, Lollo!

In den letzten Wochen konnten wir Gina Lollobrigida in den westdeutschen Filmtheatern als Trapezkünstlerin bewundern. In Kürze werden wir noch eine andere Gina erleben: Die Zigeunerin Esmeralda in der farbigen Neuverfilmung von Victor Hugos „Glöckner von Notre Dame“. Gina tanzt zum Klange der Kastagnetten vor den Kulissen des alten Paris, das naturgetreu für die Aufnahmen am Rande der Weltstadt an der Seine erbaut wurde. Als Hexe soll die feurige Zigeunerin vor der Kirche von Notre Dame verbrannt werden. Doch im letzten Augenblick rettet sie der verkrüppelte Glöckner: (Anthony Quinn). Dies wird

für Gina vorerst ihre letzte Filmrolle sein. Nicht, als ob sie nicht mehr gefragt wäre und keine Angebote hätte! Den Grund für ihre vorläufige Pause in ihrer Filmarbeit eröffnete die schöne Gina einem Kreis von Journalisten in ihrer Villa an der Via Appia Antica südlich von Rom: „Ich muß bestätigen, was alle Welt bereits zu wissen scheint. Es ist nicht gut, weiterhin nein zu sagen. Ich erwarte ein Kind.“ Im Juli, so hoffen ihre vielen Verehrer mit ihr, wird sie glückliche Mutter sein. Die gefeierte Darstellerin, deren Filmgagen zu den höchsten der Welt zählen, wünscht sich ein Mädchen.
Foto: Constantin-Film

Geliebte Corinna



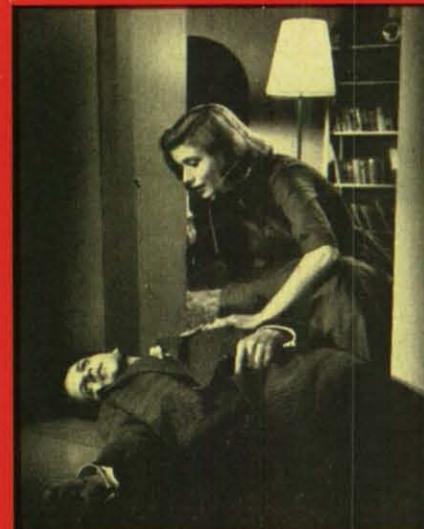
Zwei Menschen, die sich gleichgültig, aber durch die Ehe gebunden sind, spielen Hannelore Schroth und Hans Söhnker.



Valery Inkijinoff war eine der markantesten Gestalten des Stummfilms. Auch der Tonfilm hat dankbare Aufgaben für ihn.



Die Titelfigur spielt Elisabeth Müller. Ihr schauspielerisches Können öffnete ihr kürzlich selbst die Tore Hollywoods.



Erschossen hat sich Klaus Brockmann (Klaus Kinski) in der Wohnung der geliebten Frau.
Fotos: Arca/NF.